



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Helmut Qualtinger als satirischer Dichter“

verfasst von / submitted by

Matthias Reismann, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Lehramtsstudium UniStG UF Deutsch UniStG  
UF Geschichte, Sozialkunde, Polit.Bildg. UniStG

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Johann Sonnleitner

Meinem Freund Peter



Abbildung 1: Helmut Qualtinger in seiner Bibliothek.

Schopenhauer hat einmal gesagt, man solle jedem Buch das Bildnis des Verfassers voransetzen, und es ist ja auch wahr, daß uns bei großen Männern das Menschliche ungeheuer nahegeht: wie sieht er aus, wie sah er als Kind aus, wie wohnt er, wo lebt er, was tut er am Tage?<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Tucholsky, Kurt: Literaturkritik. Mit einer Vorbemerkung von Fritz J. Raddatz. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1972. S. 57.

## Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Johann Sonnleitner. Seine Betreuung meiner Arbeit ragte über die herkömmlichen Beratungsgespräche hinaus, sodass in den Sprechstunden auch genügend Zeit für den Austausch privater literarischer Vorlieben blieb, was mein Interesse am Fach bestärkte.

Des Weiteren bedanke ich mich bei meiner Familie und meiner Freundin Susi, die mich auf jede erdenkliche Art und Weise unterstützt haben.

Auch meinen Freunden und Studienkollegen Stefan Sonntagbauer, Bernhard Bauer, Andrea Kern und Jürgen Weninger gebührt an dieser Stelle Dank für ihre Unterstützung während meiner Studienzeit.

Gewidmet ist diese Arbeit meinem Freund Peter Niedermeier, der mich auf väterliche Art in unzähligen Gesprächen für das Theater, die Geschichte und die Literatur begeisterte und mich außerdem zu jedem erdenklichen Zeitpunkt mit neuer Lektüre versorgt hat.

Im Hinblick auf das Gender Mainstreaming sind alle in der hier vorliegenden Arbeit verwendeten Anredeformen und Textpassagen gleichermaßen auf beide Geschlechter zu beziehen.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	8
<b>2. Forschungsstand</b> .....	11
2.1. Biographische Publikationen .....	14
<b>3. Forschungslücke</b> .....	16
<b>4. Forschungsfragen</b> .....	17
<b>5. Der Schatten des „Herrn Karl“</b> .....	18
<b>6. Literarische Sozialisation</b> .....	23
6.1. Lesegewohnheiten in Kindheit und Jugend .....	24
6.1.2. Politische Opposition als literarisches Auswahlverfahren .....	25
6.2. Ein erster Kanon .....	29
6.3. Literarische Konstanten .....	34
6.4. Johann Nestroy .....	34
6.5. Karl Kraus und Heimito von Doderer .....	39
<b>7. Vom Journalismus zur Schriftstellerei</b> .....	43
<b>8. Textgenese</b> .....	47
<b>9. Satire</b> .....	52
9.1. Zur Gattung Satire .....	54
9.2. Techniken der Satire .....	56
9.2.1. Distanzierung .....	56
9.2.2. Sprachliche Signifikanzen .....	57
9.2.3. Reduktion .....	58
9.2.4. Vergrößerung und Verkleinerung .....	59
9.3. Abgrenzung .....	60
<b>10. Aus der österreichischen Tradition der Satire</b> .....	62
10.1. Österreicher und Deutsche .....	65
10.2. Exkurs: Hans Weigel .....	69
<b>11. Der Alleinherrscher</b> .....	72
11.1. Die Textsammlung .....	72
11.2. Ort der Handlung .....	75
11.3. Konzeption des Protagonisten .....	78
11.4. Charakteristik des Alleinherrschers .....	81
11.5. Der Alleinherrscher als Protagonist in der Tradition Ödön von Horváths .....	88
11.5.1. Fremdenfeindlichkeit als identitätsstiftendes Mittel .....	89

11.5.2.	Sprachliche Signifikanzen.....	95
11.6.	Die Sprache des Protagonisten .....	97
11.6.1.	Der Wiener Dialekt des Alleinherrschers .....	100
11.7.	Wie Wienerisch ist Qualtingers Alleinherrscher?.....	103
<b>12.</b>	<b>Resümee</b> .....	<b>107</b>
<b>13.</b>	<b>Bibliographie Qualtingers</b> .....	<b>111</b>
<b>14.</b>	<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>113</b>
<b>15.</b>	<b>Abbildungsverzeichnis</b> .....	<b>120</b>
<b>16.</b>	<b>Anhang</b> .....	<b>121</b>
16.1.	Abstract .....	121

# 1. Einleitung

Die hier vorliegende Arbeit widmet sich einem bisher von der Forschung im Hinblick auf das Gesamtwerk Qualtingers vernachlässigten Betätigungsfeld: der Schriftstellerei.

Nicht zuletzt durch die breitenwirksame mediale Rezeption der letzten Jahrzehnte wurde Qualtingers künstlerisches Oeuvre ungerechtfertigter Weise auf ein viel zu eng zusammengeschnürtes Korsett reduziert, das letzten Endes lediglich drei Genres, in denen der Künstler tätig war, Platz bietet: Kabarett, Schauspiel und Gesang. Während sich diese Reduktion in der öffentlichen Wahrnehmung, letztlich mit dem Fokus auf sein kabarettistisches Schaffen, mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit bis heute hält, wird hingegen die Registrierung weiterer künstlerischer Tätigkeitsbereiche eher Kennern seiner Person zugeschrieben. Alles überschattend bleibt in jedem dieser Zusammenhänge der an Beliebtheit unübertroffene Einakter „Der Herr Karl“ (1962), was letztendlich zu einer ungewünscht herbeigeführten Zäsur im künstlerischen Gesamtwerk Qualtingers führte. Dieser Umstand leitete eine noch einseitigere Wahrnehmung des Künstlers im österreichischen Kulturbetrieb ein, der er sich nie wieder entledigen konnte. Bezüglich der Qualtinger-Forschung scheint es, dass sich ihr Interesse exakt am Grad der Popularität einzelner künstlerischer Arbeiten orientiert. Deutlich wird dies vor allem daran, dass sich ein bemerkenswerter Teil der Hochschulschriften den künstlerischen Hervorbringungen der „Prä-Herr Karl-Ära“ widmet, der vor allem Arbeiten zum Kabarett sowie Ergebnisse der Zusammenarbeit Qualtingers mit dem österreichischen Kabarettisten und Schriftsteller Carl Merz angehören. Im Zentrum des Forschungsinteresses der überwiegenden Mehrzahl der Arbeiten steht jedoch ganz deutlich der unüberwindbare Keil im Gesamtwerk des Künstlers, „Der Herr Karl“.

Die folgenden Kapitel dieser Arbeit versuchen, den Werdegang Qualtingers vom Lesenden zum Schreibenden und letztlich hin zum Schriftsteller an Hand seines sich wandelnden Umgangs mit dem geschriebenen Wort zu skizzieren. Bei dieser Entwicklung muss im Sinne des künstlerischen Selbstverständnisses Qualtingers dezidiert von einer Weiterentwicklung gesprochen werden, die am ehesten mithilfe einer chronologischen Darstellung einzelner biographischer Stationen deutlich wird.



Wesentlich für die Charakteristik eines schriftstellerischen Werkes ist die Frage nach den literarischen Wurzeln des Autors. In diesem Sinne richtet sich der Fokus am Beginn der Arbeit auf Qualtingers Jugendjahre, die im Hinblick auf seine literarische Sozialisation, unter besonderer Berücksichtigung der historischen Umstände, wohl als die prägendsten zu nennen sind. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf jenen Schriftstellern und Werken, die merklichen Einfluss auf Qualtingers Schriftstellerei genommen haben. Als problematisch stellt sich in diesem Zusammenhang die Quellenlage dar. Bei den Publikationen mit biographischen Schwerpunkten handelt es sich in den meisten Fällen um Konvolute, bestehend aus verschriftlichten Erinnerungen der Wegbegleiter Qualtingers, die stark vom Charakter mündlich überlieferter Anekdoten zeugen. Im Hinblick auf Qualtingers bibliophile Neigungen enthalten diese Porträts erstaunlicherweise umfangreiche Informationen, die mit Hilfe eines diskursanalytischen Vergleichs auch zum größten Teil als authentisch eingestuft werden können. Eine umfassende und fundierte Künstlerbiographie existiert bis dato allerdings nicht. Zur Aktualität dieser Arbeit trägt die Einbindung und Analyse neu recherchierter Informationen zu unterschiedlichsten Lebensstationen Qualtingers bei, die dem 2012 erschienenen biographischen Film „Qualtinger“ von André Heller entnommen sind.<sup>2</sup> In Form von Interviews und Berichten zahlreicher Wegbegleiter des Künstlers wurden Beiträge zusammengestellt, die wesentlich zur Vervollständigung und Rekonstruktion der Künstlerbiographie beitragen. Darüber hinaus werden neben Sekundärliteraturwerken Tonaufzeichnungen berücksichtigt, die persönliche Stellungnahmen zu literarischen Vorlieben und Einflüssen Qualtingers beinhalten. Diese gewähren Einblicke in das Privatleben des Künstlers und sind besonders in Hinblick auf die Rekonstruktion der literarischen Sozialisationsvorgänge als wertvoll zu bezeichnen.

Im Laufe der Jahre verdichtet sich die Anzahl schriftlicher Arbeiten Qualtingers immer deutlicher. Auf Basis des erarbeiteten literarischen Nährbodens wird nun der Versuch unternommen, Qualtingers Werdegang vom Auftragsjournalisten und Co-Autoren hin zu einem ausgewiesenen, wenn auch nicht vielbeachteten Schriftsteller zu skizzieren. Ähnlich der Analyse früher Lesegewohnheiten steht nun die Frage nach Qualtingers Schreibgewohnheiten und der damit in engem Zusammenhang stehenden Genese einzelner Texte im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Mit dem Blick auf das ab

---

<sup>2</sup> Qualtinger. Ein Film von André Heller. DVD. ca. 90 Minuten. Wien: Hoanzl 2012.

1962 entstehende Oeuvre drängt sich die Frage nach einer adäquaten Verortung im literarischen Genrefächer beziehungsweise nach einer Einordnung des Autors selbst im österreichischen Literaturbetrieb der Nachkriegszeit auf. Vor allem die erste Frage wurde schon zu Lebzeiten teilweise beantwortet. Pauschal wurde das schriftstellerische Werk Qualtingers in vielen Fällen unhinterfragt der Satire zugeschrieben, was bis zu einem gewissen Grad, in Hinblick auf seine Wahrnehmung im Kulturbetrieb, als eine Nachwehe seines kabarettistischen Schaffens der Nachkriegsjahre verstanden werden könnte. Diese Vermutung wird in den folgenden Kapiteln der Arbeit einer genaueren Analyse unterzogen. Zum einen wird ein knappes Repertoire an satirischen Techniken zusammengestellt, das sozusagen als Instrument im Sinne eines Gradmessers zur Analyse der satirischen Konzeption der Kurzprosa Qualtingers angewandt wird. Zum anderen erfolgt ein Einblick in die spezifisch österreichische Tradition der Satire anhand ausgewählter Autoren, die Berührungspunkte zu Qualtinger aufweisen, um in Folge den Versuch einer Einordnung Qualtingers zu ermöglichen.

Gegenstand der letzten Untersuchung, in die alle bisher gewonnenen Erkenntnisse einfließen, ist der Text „Der Alleinherrscher“, der der 1979 publizierte Textsammlung Qualtingers mit dem Titel „Die rot weiß rote Rasse“ entstammt. Dieser als repräsentativ für das literarische Oeuvre zu betrachtende Text wird in Hinblick auf seinen satirischen Gehalt und den stilistischen Einfluss der literarischen Vorbilder des Autors untersucht, wobei auch gleichermaßen hermeneutischen Auslegungen Platz geboten wird.

## 2. Forschungsstand

Die Qualtinger-Forschung scheint sich seit jeher an der Popularität ihrer Forschungsgegenstände im öffentlichen Kulturbetrieb zu orientieren. Während sich die überwiegende Mehrheit der Hochschulschriften zum wiederholten Male dem beliebten Einakter „Der Herr Karl“ (1962) widmet, gibt es bis dato keine fundierte und umfassende Biographie des Künstlers.

Im Hinblick auf den Schwerpunkt dieser Arbeit ergab ein Blick in verschiedene, exemplarisch ausgewählte Literaturgeschichten einen interessanten Einblick in die Wahrnehmung Qualtingers in der Literaturwissenschaft. In Metzlers „Deutsche Literaturgeschichte“ (2008), die es generell verabsäumt, die österreichische Literatur angemessen im Kontext eines deutschsprachlichen Überblickskanons darzustellen, gibt es keinen Vermerk zu Qualtinger.

In der österreichischen Literaturgeschichte des Wiener Germanisten Wynfrid Kriegleder finden sich zwei Vermerke zu Qualtinger. Der Erste erwähnt ihn im Kontext des Nachkriegskabarett und attestiert ihm seine größten Erfolge als Schauspieler. Zum kollektiven Gedächtnis der Zweiten Republik zählt Kriegleder einige von Bronners Liedern, die Qualtinger interpretierte. Des Weiteren erwähnt er das Stück „Der Herr Karl“, das er mit einer kurzen inhaltlichen Beschreibung versieht, um gleichzeitig auf die dadurch hervorgerufenen negativen Reaktionen des Publikums zu verweisen.<sup>3</sup> Mit der zweiten Erwähnung zieht Kriegleder Parallelen zwischen „Mundl Sackbauer“, dem Protagonisten aus der Erfolgsserie des österreichischen Drehbuchautors und Filmemachers Ernst Hinterberger „Ein echter Wiener geht nicht unter“ und dem „Herrn Karl“. In der Figur des „Mundl“ sieht Kriegleder eine verharmloste Version des von Qualtinger mitverfassten und gemimten Opportunisten.<sup>4</sup>

Die 2014 vom Wiener Germanisten Herbert Zeman herausgegebene „Literaturgeschichte Österreichs“ verortet Qualtinger zu Beginn als Interpret von Gerhard Bronners Liedern im Kontext des Kabarett der 50er Jahre, wobei eher Personen wie Bronner, Peter Wehle und Georg Kreisler im Vordergrund stehen. Aus diesem Kreis, so Zeman weiter, ging Qualtinger als einer der bedeutendsten Autoren

---

<sup>3</sup> Vgl. Kriegleder, Wynfrid: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Wien: Praesens Verlag 2014. S. 443.

<sup>4</sup> Vgl. ebd. S. 491.

unter den Schauspielern und Kabarettisten hervor. Zemans Verweis auf die schriftstellerische Arbeit Qualtingers bezieht sich dabei ausschließlich auf Texte, an denen er als Co-Autor mitgewirkt hat. Erwähnt werden unter anderem die „Travnicek-Dialoge“ und „Der Herr Karl“, die beide Ergebnisse der jahrelangen Zusammenarbeit mit Carl Merz sind.<sup>5</sup> Damit ist letztere der drei exemplarisch gewählten Literaturgeschichten die Einzige, die Qualtinger zwar als Literaturschaffenden, wenn auch nicht als eigenständigen Schriftsteller, ausweist.

Die universitäre Forschung zu Qualtinger beginnt bereits zwei Jahre nach dem Tod des Künstlers mit Anita Weiß-Gänglers Dissertation „Kleine Verwandlungen. Die Sprach- und Körpermasken des Herrn Karl“ (1988) an der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.<sup>6</sup> Seit diesem Zeitpunkt wurde das Stück „Der Herr Karl“ sprachwissenschaftlich, hermeneutisch und in verschiedensten literaturgeschichtlichen und historischen Kontextualisierungen umfassend untersucht.

Max Sahligers Diplomarbeit „Helmut Qualtingers Kleinbürgerfiguren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinschaftsarbeit mit Carl Merz“ (2002) ist die einzige, die sich ausgewiesener Weise mit dem Autorenduo Merz/Qualtinger auseinandersetzt. Den Gegenstand der Forschungsarbeit bilden Protagonisten des Kleinbürger-Milieus aus den epischen und dramatischen Texten des Duos. Besondere Berücksichtigung erfuhr neben dem „Herrn Karl“ die Figur des „Travnicek“, der Protagonist unzähliger Kabarettdialoge, in denen Qualtinger selbst die Rolle des beliebten Reisenden spielte.

Die Slawistin Melanie Sandner diplomierte mit ihrer Arbeit „Die tschechische Tradition im Wiener Kabarett des 20. Jahrhundert“ (2012), die dem klassischen Wiener Kabarettbetrieb des vergangenen Jahrhunderts einen signifikanten Anteil tschechischer Kultur attestiert. Neben Fritz Grünbaum, Max Böhm und Heinz Conrads wird auch Helmut Qualtinger biographisch umrissen. Ein Kapitel widmet Sandner Qualtingers Rezitation Jaroslav Hašeks Roman „Die Abenteuer des braven Soldaten Švejk während des Weltkriegs“, die anschließend einer linguistischen Analyse unterzogen wird, die sie mit Elias Canettis Konzeption der akustischen Maske verschränkt. Neben einem Kapitel, das sich den „Travnicek-Dialogen“ in der Tradition

---

<sup>5</sup> Vgl. Zeman, Herbert (Hg.): Literaturgeschichte Österreichs. Von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart. Berlin, Wien u.a.: Rombach Verlag 2014. S. 790.

<sup>6</sup> Weiß-Gängler, Anita: Kleine Verwandlungen. Die Sprach- und Körpermasken des Herrn Karl. Dissertation. Univ. Wien 1988.

der „Doppelconference“ widmet, findet sich auch die Auseinandersetzung mit dem bisher wenig beachteten Text Qualtingers „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“, der auf Grund seiner dialogischen Form demselben Genre zugerechnet werden kann.<sup>7</sup> Diesem Konzept der Kontextualisierung in eine weiter gefasste Tradition folgt auch Tobias Natmessnigs Arbeit „Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks“, die ausgewählte Figuren verschiedener Texte Qualtingers in der Tradition des Wiener Volksstücks sieht, wobei wiederum die des „Herrn Karl“ eine gewichtige Rolle einnimmt und als Maßstab für die Konzeption aller anderen Protagonisten dient.<sup>8</sup>

Die als Publikation im Praesens Verlag erschienene Dissertation Arnold Klaffenböcks mit dem Titel „Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970“ (2003) widmet sich als einziges Werk in mehreren Kapiteln der schriftstellerischen Tätigkeit Qualtingers und stellt die aktuellste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Qualtingers Schaffen dar. Wie dem Titel bereits zu entnehmen ist, grenzt Klaffenböck den Gegenstand seiner Untersuchungen auf die Erzeugnisse von 25 Jahren Schaffenszeit ein. Der erste Text, dem sich die Dissertation widmet, ist Qualtingers 1949 für die Bühne verfasstes Drama „Jugend vor den Schranken“. In weiteren Kapiteln behandelt die Arbeit Stücke des damaligen Kabarett-Ensembles rund um Helmut Qualtinger, wie beispielsweise die Programme „Brettl vor'm Kopf“ und „Hackl vor'm Kreuz“. Über eine Abhandlung zu Qualtingers populärer Figur „Travnicek“ nähert Klaffenböck sich dem Stück „Der Herr Karl“ an, dessen Analyse den Hauptbestandteil seiner Dissertation bildet. Diesem Hauptteil der Arbeit folgt noch eine Auseinandersetzung mit zwei weiteren Dramen des Autorenkollegiums Merz/Qualtinger.<sup>9</sup>

Erwähnenswert scheint an dieser Stelle auch Günter Krenns umfangreiche Abhandlung zu Qualtingers schauspielerischem Schaffen in Film und Fernsehen, die in der Publikationsreihe des „Filmarchiv Austria“ unter dem Titel „Helmut Qualtinger. Die Arbeiten für Film und Fernsehen“ (2003) erschienen ist.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> Sandner, Melanie: Die tschechische Tradition im Wiener Kabarett des 20. Jahrhunderts. Bezüge in Leben und Werk von Fritz Grünbaum, Max Böhm, Heinz Conrads und Helmut Qualtinger. Diplomarbeit. Univ. Wien 2012.

<sup>8</sup> Natmessnig, Elias: Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009.

<sup>9</sup> Klaffenböck, Arnold: Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Verlag Edition Praesens 2003.

<sup>10</sup> Krenn, Günter (Hg.): Helmut Qualtinger. Die Arbeiten für Film und Fernsehen. Wien: Filmarchiv Austria 2003.

Im Anschluss erfolgt ein konzentrierter Überblick über die Publikationen mit biographischem Schwerpunkt und ihre Einbindung in die Forschungsliteratur.

## 2.1. Biographische Publikationen

Die Basis für die biographische Arbeit zu Helmut Qualtinger stellen folgende drei Bände dar: „Der Qualtinger. Ein Porträt“ (1995); „Helmut Qualtinger. Ein Leben“ (2000); „Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien“ (2011).

Das Porträt des Autorenduos Georg Biron-Michael Kehlmann mit dem Titel „Der Qualtinger“ ist die erste Publikation, die Fakten, persönliche Erinnerungen und Anekdoten verschiedenster Wegbegleiter des Künstlers zu einem schmalen biographischen Überblick zusammenfasst.<sup>11</sup> Ganz eindeutig scheint dieses Werk auch jener Fundus zu sein, aus dem die Publizistin Gunna Wendt die Informationen für ihre 1999 erschienene Biographie bezogen hat, die keinen wesentlichen Beitrag zur Vervollständigung Qualtingers Biographie leistet. Den bereits bekannten Lebensereignissen fügt sie lediglich Primärtextstellen aus dem Stück „Der Herr Karl“ hinzu, sowie einige Auszüge aus Rezensionen.<sup>12</sup>

2011 gelang es Biron, durch eine teils kritische Überarbeitung des von ihm mitverfassten Porträts „Der Qualtinger“, einigen Anekdoten und Unwahrheiten die Glaubwürdigkeit zu entziehen und diese zu tilgen. Auf Grund dieser Überarbeitung bzw. Aktualisierung handelt es sich bei diesem Porträt um die einzige biographische Arbeit, die als aktuell und fundiert einzustufen ist.<sup>13</sup>

Dieser Bestandsaufnahme zu Folge gibt es bis dato keine umfassend fundierte und vollständige Biographie Helmut Qualtingers. Die Schilderungen zur Biographie des Künstlers in den bereits erwähnten Publikationen, abgesehen von Biron's Überarbeitung, vermitteln immer den Eindruck höchst subjektiver und mündlich überlieferter Beiträge. Sie tragen die Charakterzüge eines aus einer Aneinanderreihung von Anekdoten verschiedenster Wegbegleiter und Freunde Qualtingers zusammengesetzten Mosaiks. Eine der künftigen Aufgaben der Qualtinger-Forschung bestünde demnach darin, eine professionell recherchierte

---

<sup>11</sup> Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995.

<sup>12</sup> Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999.

<sup>13</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011.

Biographie mit dem Anspruch einer wissenschaftlichen Aufarbeitung des bereits bestehenden Materials zu verfassen.

Neben diesen drei Werken existiert ein schmaler Kanon an Publikationen, der für die Verfassung sämtlicher Hochschulschriften bis dato herangezogen wurde und ebenso in diese Arbeit unter Berücksichtigung weiterer Gesichtspunkte eingeflossen ist. Diesen bilden Michael Horowitz kommentierter Bildband „Helmut Qualtinger“ (1996), der ein umfangreiches Vorwort in Form einer biographischen Skizze beinhaltet<sup>14</sup>, Gerhard Bronners verschriftlichte Erinnerungen „Meine Jahre mit Qualtinger“ (2003), die sich ausschließlich der Zusammenarbeit mit seinem Kollegen widmen und dabei den Anschein einer höchst subjektiven und vor allem emotionalen Berichterstattung vermitteln<sup>15</sup>, sowie der Band „Helmut Qualtinger (1928-1986). Quasi ein Genie“ (2003). Der zuletzt genannte Titel stellt einen Band dar, der eine Ausstellung im Wien Museum, anlässlich des 75. Geburtstages Qualtingers, begleitete und unter anderem vom Qualtinger Forscher Arnold Klaffenböck herausgegeben wurde.<sup>16</sup> Klaffenböck, der sich Qualtinger, wie bereits erwähnt, Jahre zuvor auch schon in seiner Dissertation gewidmet hat, liefert in diesem Band wertvolle Einblicke in den Nachlass des Künstlers und steuert damit neue Forschungsergebnisse bei, die wesentlich zur Vervollständigung der Biographie beitragen.

Darüber hinaus finden sich noch in der Textsammlung „Qualtinger's beste Satiren“ (1973) - das noch zu Lebzeiten Qualtingers als „Best of“ im Sinne eines repräsentativen Querschnitts seiner schriftstellerischen Arbeit veröffentlicht wurde<sup>17</sup> - sowie in dem Band „Das Qualtinger Buch“ (1986) kurz gefasste biographische Anmerkungen der Herausgeberin Brigitte Ehrbacher, die unter anderem auf ausschlaggebende Gründe für die Auswahl der Zusammenstellung der Textsammlung verweist.<sup>18</sup>

---

<sup>14</sup> Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996.

<sup>15</sup> Bronner, Gerhard: Meine Jahre mit Qualtinger. Anekdoten, Texte und Erinnerungen. Wien: Amalthea 2003.

<sup>16</sup> Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: 2003.

<sup>17</sup> Ehrbacher, Brigitte (Hg.): Qualtingers beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl. Mit Texten von Gerhard Bronner, Carl Merz und Helmut Qualtinger. München, Wien: Langen Müller 1973.

<sup>18</sup> Ehrbacher, Brigitte: Das Qualtinger Buch. München: Langen Müller 1986.

### 3. Forschungslücke

Da sich diese Arbeit Qualtingers schriftstellerischer Betätigung widmet, wird im Folgenden nicht weiter auf die biographischen Forschungslücken eingegangen.

Im Gegensatz zum kabarettistischen Schaffen Qualtingers erscheint sein schriftstellerisches Werk ab dem Erscheinungszeitpunkt seiner ersten eigenständigen Publikation „Schwarze Wiener Messe“ (1973) in wissenschaftlicher Hinsicht über weite Strecken unbearbeitet. Eine Hochschulschrift, die sich ausgewiesener Weise mit Helmut Qualtinger als Schriftsteller befasst, ohne dabei das Stück „Der Herr Karl“ (1962) in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses zu rücken, existiert bis dato nicht.

Im Hinblick auf die Schriftstellerei ist die Jugend als Zeit der literarischen Sozialisation besonders bedeutend. Ziel des Forschungsinteresses ist es, schriftstellerische Einflüsse aus dem Lektüerverhalten Qualtingers zu filtern, die merklich Einfluss auf seine eigenen Texte genommen haben. Zur Rekonstruktion literarischer Prägungen Qualtingers werden in diese Arbeit Interviews des Künstlers miteingebunden und ausgewertet, die in den vorangegangenen Hochschulschriften vernachlässigt wurden. Darüber hinaus werden, wie bereits erwähnt, Zeitzeugenberichte und weitere biographische Eindrücke zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen, die dem 2012 erschienenen filmischen Portrait „Qualtinger“ von André Heller entnommen sind. In Publikationen mit biographischen Schwerpunkten finden sich Anmerkungen von Wegbegleitern Qualtingers, die zu einem kompakt gefassten Gesamteindruck zusammengetragen und im Hinblick auf die spätere literarische Arbeit Qualtingers analysiert werden müssen.

Des Weiteren ist, am Beispiel des Textes „Der Alleinherrscher“ (1979), der satirische Gehalt in Qualtingers literarischem Schaffen zu prüfen. Bisher wurden seine Texte, vor dem Hintergrund seiner kabarettistischen Tätigkeiten, pauschal der Gattung Satire zugeordnet. Untersuchungen darüber, ob diese Zuweisung mit einem differenzierten Blick auf das Genre gerechtfertigt ist, sind so gut wie nicht vorhanden.



## 4. Forschungsfragen

Aus den Ergebnissen des gegenwärtigen Forschungsstandes ergeben sich folgende Forschungsfragen:

- Wie gestaltet sich Helmut Qualtingers literarische Sozialisation und welche Autoren und Werke tragen zu dieser bei?
- Wie verläuft Qualtingers künstlerischer Werdegang vom Rezipienten hin zum Schriftsteller?
- Welche Autoren die Qualtinger als Rezipient bevorzugte nahmen direkten Einfluss auf sein eigenes schriftstellerisches Werk und wie äußert sich dieser?
- Trifft der Begriff „Satire“ auf Helmut Qualtingers Text „Der Alleinherrscher“ zu?
- Inwiefern fällt Qualtingers Text „Der Alleinherrscher“ in den Bereich der Wiener Stereotypiebildung?

## 5. Der Schatten des „Herrn Karl“

„Was war dieser Helmut Qualtinger eigentlich?“<sup>19</sup> Mit dieser Frage eröffnet Friedrich Weissensteiner in dem Band „Grosse Österreicher des 20. Jahrhunderts“ sein biographisches Porträt zu Qualtinger. Auf den ersten Blick betrachtet, eine legitime Frage, denn betreibt man Werkschau in Helmut Qualtingers künstlerischem Schaffen, wird bald klar, dass der Versuch einer Schubladisierung dieses Künstlers fehlschlagen muss. In zu vielen künstlerischen Genres war der vielseitig Begabte tätig, als dass man ihn einem Einzigem zuschreiben könnte, was ihm schon zu Lebzeiten den Ruf eines Tausendsassas einbrachte. Für Kenner des Mimen, Kabarettisten und Schriftstellers wird allerdings schnell klar, dass es sich hierbei nur um eine Frage rhetorischen Charakters handeln kann, die als Katalysator fungiert, um den Versuch zu starten Qualtingers Schaffen in seiner ganzen Fülle oder zumindest im Überblick darzustellen zu können. Weissensteiner beantwortet seine eigens zu Beginn gestellte Frage mit einer weiteren:

Ein genialer Komiker und Kabarettist, ein großartiger Menschendarsteller, ein zeitkritischer Schriftsteller, ein Telefonscherze treibender Witzbold, ein Bürgerschreck, ein polternder Philosoph oder gar ein belesener, überzeugter Moralist und Humanist?<sup>20</sup>

Abgesehen von Qualtingers Arbeiten als Übersetzer und Rezitator erscheint diese Auflistung relativ vollständig. Bemerkenswert an Weissensteiners Aufzählung der Tätigkeitsbereiche Qualtingers ist im Unterschied zu anderen, dass die in der öffentlichen Wahrnehmung Qualtingers so oft stiefmütterlich behandelte Schriftstellerei hier relativ zentral angeführt und mit „zeitkritisch“ auch treffend attribuiert wurde. Unpassend erscheinen allerdings Betitelungen wie „Komiker“ und „Witzbold“, die bis heute mit Qualtingers Selbstverständnis unvereinbar erscheinen und die er zeit seines Lebens vehement zurückwies, ohne allerdings seinem Werk jeglichen humoristischen Anteil strittig zu machen.<sup>21</sup> Gelitten hat Qualtinger zeitlebens unter oberflächlichen Pauschalurteilen wie diesen, die von Kritikern und Anhängern seiner Person nahezu ausnahmslos über alle seine künstlerischen Arbeiten verhängt

---

<sup>19</sup> Weissensteiner, Friedrich: Grosse Österreicher des 20. Jahrhunderts. 90 Porträts berühmter Frauen und Männer. Wien: Ueberreuter 1997. S. 142.

<sup>20</sup> ebd.

<sup>21</sup> Vgl. ebd. S. 143.

worden sind.<sup>22</sup> Denn aus einem Großteil seiner Werke filtrierte ein erheblicher Anteil der Rezipienten den unangenehmen gesellschaftskritischen Aspekt heraus und vergnügte sich lediglich an den satirischen Verpackungsformen seiner Aussagen. Mit dem Fokus auf diesen Umstand versah Peter Turrini Kehlmanns und Biron 1995 erschienenes Porträt „Der Qualtinger“ mit einem kurzen Prolog, in dem er auf diesen höchst problematischen Umstand verwies.

Helmut Qualtinger wurde von jener österreichischen Liebe umarmt, welche Zuneigung vorgibt und Erstickung will. Eine ganze Nation verlieh ihm ungefragt die kumpelhafte Bezeichnung „Quasi“, weil sie nicht hören wollte, was er sagte, sondern nur „wie“ er es sagte. Sie liebten seine Erscheinung, umarmten sie, um dem erschreckenden Inhalt seiner Sätze zu entkommen.<sup>23</sup>

Qualtinger selbst sprach in diesem Zusammenhang von Vernichtung durch Anerkennung und Applaus.<sup>24</sup> Mit dem Wunsch nach seichter Unterhaltung entwaffneten sie den kritischen Geist, der trotz allem seinem Ziel, nämlich der Demaskierung des Opportunismus und des Faschismus treu blieb.

Kritik und Empörung als Publikumsreaktion auf sein Schaffen sind in erster Linie im Zusammenhang mit seinem wohl populärsten Werk „Der Herr Karl“ (1962) bekannt. Nach der Ausstrahlung dieses monologischen Einakters im öffentlich rechtlichen Fernsehen am 15. November 1961 wurde Qualtinger fortan fast ausschließlich mit dieser Figur assoziiert.<sup>25</sup> Die Publikumsreaktionen auf dieses Stück fielen international sehr unterschiedlich aus, wobei in Österreich die negativen deutlich überwogen.

Neben unzähligen deutschsprachigen Printmedien verfasste auch Joseph Wechsberg für „The New Yorker“ einen Artikel mit dem Titel „Enemy of Gemütlichkeit“.<sup>26</sup>

In ihrer Biographie „Helmut Qualtinger. Ein Leben“ rekonstruiert Gunna Wendt die Situation am Tag der Fernsehübertragung.

Die Wirkung war gewaltig. Schon während der Sendung ein Gewittersturm empörter Anrufe. „Nestbeschmutzer, Pfui Teufel!“. Körbeweise Zuschriften ans Fernsehen, an die Redaktionen der Zeitungen, an die beiden Autoren, die überdies von anonymen Anrufern wüst beschimpft, ja sogar mit dem Tod bedroht wurden.<sup>27</sup>

---

<sup>22</sup> Vgl. Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 7.

<sup>23</sup> ebd.

<sup>24</sup> Vgl. Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 9.

<sup>25</sup> Die Printversion des Stückes wurde erst 1962, ein Jahr nach der Ausstrahlung im Fernsehen publiziert.

<sup>26</sup> Vgl. Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999. S. 88.

<sup>27</sup> ebd. S. 93.

Der Wiener Germanist Wendelin Schmidt-Dengler sieht in der Einordnung Qualtingers in die Reihe der österreichischen Nestbeschmutzer, in die beispielsweise auch Thomas Bernhard gedrängt wurde, vor allem eine bevorzugt bequeme Haltung, die eine undifferenzierte Darstellung des Künstlers einer reflektierten und kritischen gegenüber bevorzugt.<sup>28</sup>

Die Fülle an Reaktionen jeglicher Art dient als Gradmesser für die Wirksamkeit des Stückes und veranschaulichte die ungebrochene Aufmerksamkeit, die ihm bis heute zuteil wird. Die Gesamtheit dieser Umstände führte zu einer Zäsur im künstlerischen Schaffen Qualtingers, die die zuvor erwähnte einseitige Wahrnehmung des Künstlers im öffentlichen Kulturbetrieb schließlich einzementierte. Keine der darauffolgenden Arbeiten konnte es von nun an mit dem Grad an Popularität aufnehmen, den „Der Herr Karl“ (1962) hervorrief beziehungsweise mit der Anzahl an Reaktionen jeglicher Art auf das Stück. Ergebnis dieses verhängnisvollen Erfolgs war die Aufspaltung von Qualtingers Oeuvre in eine „Prä-“ und in eine „Post- Herr Karl Ära“, die von Qualtingers Entscheidung sich vom Kabarett endgültig abzuwenden begleitet wurde.

Es ist zu bezweifeln, dass dieser Einakter derartige Furore hervorgerufen hätte, wäre er ausschließlich in Buchform erschienen. Mit der Übertragung durch das Fernsehen wurde eine deutlich höhere Dichte an Konsumenten erreicht, nämlich auch jene, die zu den Nicht-Lesern gehörten. Es war mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur die Qualität des Textes allein, die zur Entlarvung der opportunistischen Volksseele einer erdrückenden Mehrheit der Österreicher führte, sondern eine Melange aus schriftstellerischer Präzision und Qualtingers schauspielerischem Talent eines „Menschendarstellers“. Zudem wird diese These mit dem Fakt untermauert, dass die Fernsehübertragung, wie bereits erwähnt, im November 1961 stattfand, während der Band „Der Herr Karl“ erst im Folgejahr 1962 durch den Langen-Müller Verlag publiziert wurde. Zudem enthält die Publikation die beiden Satiren „Unternehmen Kornmandl“ und „Geisterbahn der Freiheit“, die aufgrund der Popularität des „Herrn Karl“ völlig unbeachtet blieben.

Am deutlichsten litt unter diesem erdrückenden Umstand Qualtingers Betätigung als Schriftsteller. Als Verfasser des Textes wurde Qualtinger erst in zweiter Linie, wenn überhaupt, wahrgenommen. Sein Freund und Coautor Carl Merz, der in alphabetischer

---

<sup>28</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann (Hg.): Wendelin Schmidt-Dengler. Bruchlinien II. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1990 bis 2008. Salzburg, Wien u.a.: Residenz Verlag 2012. S. 13.

Reihenfolge als erster Verfasser des Stückes auf dem Cover der Publikation angeführt wurde, schien, bis auf wenige Ausnahmen gänzlich unbeachtet geblieben zu sein. Ganz im Stile der bis dato erschienenen biographischen Arbeiten zu Helmut Qualtinger rankt sich auch rund um die Autorenschaft des „Herrn Karl“ eine Vielzahl an Mythen, die auf die Inhomogenität der diesbezüglichen Aussagen verschiedener Zeitzeugen zurückzuführen ist. Mit dem Fokus auf Qualtingers schriftstellerische Arbeit widmet sich die hier vorliegende Untersuchung am Rande auch dieser Frage, wozu einzelne Aussagen von am Werk Beteiligten gegenübergestellt und im Sinne eines Diskurses verglichen werden.

Im Jahr 2003 veröffentlichte Gerhard Bronner, Qualtingers ehemaliger Kabarettpartner, ein Konvolut an Erinnerungen und Anekdoten unter dem Titel „Meine Jahre mit Helmut Qualtinger“ (2003). Im Epilog findet sich ein Resümee des Autors über die Leistungen und das Schaffen seines ehemaligen Partners, das die gegenwärtige Wahrnehmung Qualtingers deutlich widerspiegelt.

Was uns von dieser Jahrhundertbegabung geblieben ist, das sind einige höchst mittelmäßige Filme, etliche Lieder, die ich für ihn schrieb – und der „Herr Karl“. Und das ist - genau betrachtet - für eine „Jahrhundertbegabung“ zu wenig.<sup>29</sup>

Abgesehen von dem emotional gefärbten Qualitätsurteil Bronners ist der von ihm konstatierte Umfang des Oeuvres äußerst aussagekräftig und einer kurzen Analyse wert. Alleine der Umstand, dass Bronner Qualtinger bereits im Titel seines Werkes anführt, spricht Bände. Trotz einzelner Zugeständnisse vermitteln Bronners aufgezeichnete Anekdoten den Anschein einer Rechtfertigung. Latent wird hier dem Leser der letzte Rest einer Unzufriedenheit spürbar, die sich auf die Popularität Qualtingers im Kulturleben der Nachkriegsjahre bezieht, die Bronner, der eigentlich als gleichwertiger Co-Autor fungierte, zum klavierspielenden Begleiter des beliebten Interpreten degradierte. Im Sinne dieser Arbeit ist erstrangig anzuführen, dass Qualtinger von Bronner in keiner Weise als eigenständiger Schriftsteller ausgewiesen wird. Würde man das Stück „Der Herr Karl“ als angeführte literarische Referenz werten, so blieben als Folge bis zu Qualtingers Tod im Jahr 1986 weitere 25 Jahre schriftstellerischer Arbeit unerwähnt. In einem anderen Interview geht Bronner noch weiter und spricht Qualtinger die Autorenschaft des Stückes weitestgehend ab. Auf die Frage, ob es ihn gestört hätte, dass Qualtinger mit dem „Herrn Karl“ einen derartigen

---

<sup>29</sup> Bronner, Gerhard: Meine Jahre mit Qualtinger. Anekdoten, Texte und Erinnerungen. Wien: Amalthea 2003. S. 269.

Erfolg verbuchen konnte, meinte Bronner, es habe ihn nicht gestört, sondern eher verwundert. Die Idee zu dem Stück sei nämlich von Nikolaus Haenel gekommen, 95 Prozent des Textes wären von Merz verfasst worden und Qualtinger habe bloß einige wenige Beiträge geliefert.<sup>30</sup> Um diese Behauptungen verifizieren zu können, wäre eine genaue Untersuchung und Rekonstruktion des Schaffensprozesses auf Basis von handschriftlichen Notizen und den originalen Typoskripten nötig. Dies obliegt allerdings Forschern, deren Arbeit sich der Textgenese des Stückes „Der Herr Karl“ widmet. Im Hinblick auf Qualtingers Werdegang hin zum Schriftsteller kommt dem Einakter allerdings keine allzu große Bedeutung zu. Dem „Herrn Karl“ folgte eine Vielzahl an knappen Prosatexten, die in Fragen der Konzeption sichtlich dem monologischen Stück nachempfunden sind und das gleiche Maß an schriftstellerischer Qualität aufweisen. Lediglich der Grad an Popularität verhindert ein direktes Anschließen der schriftstellerischen Folgewerke an den „Herrn Karl“. Ein repräsentatives Beispiel für diesen Umstand stellt der Text „Der Alleinherrscher“ dar, der der Textsammlung „Rot weiß rote Rasse“ (1979) entstammt und in Folge Gegenstand der Untersuchungen zu Qualtingers schriftstellerischer Satire in dieser Arbeit sein wird. Als Basis für diese und weitere Untersuchungen wird zuerst der Werdegang Qualtingers, hin zur Schriftstellerei chronologisch, durch die Beleuchtung und Analyse diesbezüglich relevanter Lebensstationen, dargestellt.

---

<sup>30</sup> Vgl. Trenkler, Thomas: Das Zeitalter der Verluste. Gespräche über ein dunkles Kapitel. Wien: Czernin 2013. S. 115.

## 6. Literarische Sozialisation

Um Helmut Qualtinger als Schriftsteller begreifbar machen zu können drängt sich die Frage nach den Wegen seiner literarischen Sozialisation auf. In diesem Sinne soll im folgenden Kapitel beleuchtet werden, welche Lesegewohnheiten Qualtinger in unterschiedlichen Lebensabschnitten durchlief und welche Autoren in Folge Einfluss auf sein späteres Werk genommen haben. Dabei richtet sich der Fokus in erster Linie auf seine Jugendjahre. Der einzige Weg, um die Lektüregewohnheiten dieser Jahre ein Stück weit rekonstruieren zu können, führt über diesbezügliche Aussagen und Bemerkungen verschiedenster Jugendfreunde und Arbeitskollegen Qualtingers. Zum größten Teil weisen diese die Charakteristik mündlich überlieferter und erst spät verschriftlichter Anekdoten auf, deren Authentizität nur durch Vergleiche mit Aussagen anderer zum selben Themenkomplex innerhalb der gleichen Zeitspanne überprüft werden kann. Diese sind fragmentarisch in sämtlichen bisher erschienenen biographischen Arbeiten zu Qualtinger und zu Künstlern aus seinem damaligen direkten Umfeld vorhanden. Ein vollständig zusammengeführter Überblick existiert bis dato nicht. Um sich dem Anspruch eines möglichst vollständigen Eindrucks der persönlichen Literaturvorlieben des Künstlers zumindest annähern zu können, werden die diesbezüglich relevanten Sekundärliteraturwerke durch Auswertungen von Film- und Tonaufnahmen ergänzt. Diese beinhalten Informationen zu Qualtingers Lektüerverhalten, die bisher vernachlässigt wurden, jedoch wesentlich zur Vervollständigung der Forschung in diesem Punkt dienen.

Um spätere Lesegewohnheiten und spezifische Interessen aufzeigen zu können, bietet es sich an, die Diskographie des Rezitators Qualtinger zu konsultieren, die vorrangig Werke auflistet, die Qualtinger auch privat zu seiner bevorzugten Lektüre zählte. Im Zentrum dieser Auflistung stehen die Werke Karl Kraus', Ödön von Horváths und Johann Nestroy's, denen er zu jedem Zeitpunkt seiner Karriere höchste Priorität einräumt.<sup>31</sup> Direkte Rückschlüsse auf private Literaturvorlieben auf Grund von Theaterengagements beziehungsweise Rollenbesetzungen zu ziehen ist problematisch. Um dies tun zu können, müssten detaillierte Informationen zu den Umständen einzelner Engagementbedingungen eingeholt werden, was der Rahmen dieser Arbeit nicht vorsieht. Demzufolge lassen sich bei der Betrachtung von

---

<sup>31</sup> Vgl. Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 211.

Qualtingers Theaterreferenzen persönliche Literaturinteressen nur vermuten, wohingegen sie die gezielte und intensive Auseinandersetzung mit bestimmten Werken in chronologischer Reihenfolge versichern. In diesem Zusammenhang werden einzelne Schwerpunkte in der Auseinandersetzung mit Literatur sichtbar, die an bestimmten Autoren festgemacht werden können. Berücksichtigt man die Intensität, mit der sich Schauspieler im Generellen und so auch Qualtinger im Speziellen während des Einstudierens einer einzelnen Rolle, einem Text oder dessen Bühnenfassung nähern, so ist es naheliegend anzunehmen, dass auch diese Arbeit Einfluss auf Qualtingers literarische Erzeugnisse genommen hat.

## **6.1. Lesegewohnheiten in Kindheit und Jugend**

Um Helmut Qualtingers Jugendjahre ranken sich zahlreiche Anekdoten und Mythen, von denen heute oft unklar klar ist, wie viel Wahrheitsgehalt in ihnen steckt. In einem Punkt sind sich jedoch alle Biographen, Forscher und Wegbegleiter einig: Qualtinger war seit frühester Kindheit von einer Art „Lesewut“ erfasst.<sup>32</sup> Auch die Herausgeberin Brigitte Erbacher spricht in diesem Zusammenhang von einem, der nie studiert habe und privat trotzdem ein Experte für Literaturgeschichte mit einem „Lexikonhirn“ gewesen sei.<sup>33</sup>

Im Wesentlichen werden für die Jugendjahre zwei Quellen angegeben, aus denen Qualtinger Lesestoff bezog: Die Leihbibliotheken Wiens und die Bibliothek des Beamten und expressionistischen Schriftstellers Eduard Kehlmann, der Vater seines Jugendfreundes Michael Kehlmann.

In Michael Horowitz kommentiertem Bildband „Helmut Qualtinger“ findet sich einer der frühesten Belege zu Qualtingers literarischer Sozialisation, der auf einer Erinnerung Gustav Mankers an eine Begegnung mit Qualtinger während des zweiten Weltkriegs in Wien basiert.

---

<sup>32</sup> Vgl. Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 11.

<sup>33</sup> Vgl. Erbacher, Brigitte: Das Qualtinger Buch. München, Wien: Langen Müller: 1986. S. 324.



Kennengelernt habe ich ihn noch während des Krieges. In einem Tunnel des Türkenschanzparkes, der als Luftschutzkeller diente. Immer, wenn Alarm gegeben wurde, flüchteten hunderte Menschen hierher in die „Türkenschanze“. Eines Tages saß ein mageres, blondes Bürscherl neben mir. Der vor Angst zitternde junge Mann las ein Buch von Rainer Maria Rilke – Helmut Qualtinger. Später hat er immer wieder bestritten, jemals Rilke gelesen zu haben.<sup>34</sup>

Eine genauere Angabe, um welches Werk Rilkes es sich gehandelt hat, ist Mankers späterer Rekonstruktion dieser Begegnung nicht zu entnehmen. So bleibt also offen, ob Qualtingers frühes Interesse der Lyrik oder den Prosatexten des Dichters galt. Signifikante Einflüsse Rilkes auf den späteren Schriftsteller Qualtinger sind nicht auszumachen, wobei die Frage unbeantwortet bleibt, warum Qualtinger in späteren Jahren bestritt, je Rilke gelesen zu haben.

### **6.1.2. Politische Opposition als literarisches Auswahlverfahren**

„Wenn Qualtinger sich an seine Kindheit erinnert, fallen ihm spontan nur Personen ein, die etwas mit Widerstand zu tun hatten [...]“<sup>35</sup> Ein weiterer richtungsweisender Fakt, in Bezug auf die Auswahl der gelesenen Texte, ist Qualtingers vehemente Ablehnung gegenüber dem Nationalsozialismus und all seinen Ausformungen und Anhängern, die er zeit seines Lebens beibehielt. Wie man den Memoiren Michael Kehlmanns entnehmen kann, nimmt er diese energische Oppositionshaltung bereits in frühester Jugend gegenüber seinem Vater Friedrich, einem engagierten Nationalsozialisten und später auch gegenüber seinen Lehrern in der Mittelschule ein.

Er war ein einziger Aufschrei der Opposition gegen das herrschende Regime. Er haßte es. Er haßte alles, was damit zu tun hatte. Er haßte seinen Vater, der Mittelschullehrer war und ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, weil er zu kollaborieren schien, denn er war immer noch Mittelschullehrer und schien mit dem Regime seinen Frieden gemacht zu haben.<sup>36</sup>

Es scheint bemerkenswert, dass es Qualtinger bereits in frühester Kindheit gelang sich eine derart konsequente nonkonformistische Geisteshaltung zu schaffen, dass sich seine Abneigung gegen das politische System folglich sogar gegen den eigenen

---

<sup>34</sup> Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996. S. 7.

<sup>35</sup> Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 11.

<sup>36</sup> Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 12.

kollaborierenden Vater richtete. Die Suche nach anderen ausschlaggebenden Gründen für diese Entzweiung bzw. für den Bruch dieser Vater-Sohn-Beziehung in den Quellen zu Qualtingers Jugend liefert ein weiteres Indiz. In der Doderer-Biographie „Das verleugnete Leben“ schildert Wolfgang Fleischer, der in den Jahren 1963 bis 1966 als Sekretär Doderers tätig war, den ersten Besuch Qualtingers bei dem Dichter zuhause. Laut Fleischer sei der achtzehnjährige Qualtinger im Gegensatz zu seinem pedantischen Vater so voller Talent, Phantasie und Temperament gewesen, dass zwischen den beiden auf Grund mangelnder Gemeinsamkeiten absolute Verständnislosigkeit herrschte.<sup>37</sup>

In einem Interview bemerkt der Schriftsteller und Freund Michael Kehlmann, Qualtinger hätte sich schon in frühester Jugend in einem antiväterlichen, antiautoritären Jugendstress befunden, der ihn eigentlich zeitlebens nie verlassen habe.<sup>38</sup> Dieser ausgeprägte Oppositionsgeist muss derart viel Anstrengung und Reflexionsarbeit gekostet haben, dass der Junge Qualtinger nicht im Stande war, geistig eine Kindheit zu durchleben, die für einen Zehnjährigen adäquat erscheint. In diesem Zusammenhang trifft man bei Recherchen zur Kindheit Qualtingers immer wieder auf folgendes Zitat, das er auch später in Interviews häufig äußerte: „Ich war schon als Kind nicht sehr jung, daran hat sich bis heute nichts geändert.“<sup>39</sup>

Eine Parallele hierzu findet man in biographischen Arbeiten zu Oskar Werner, der Zeit seines Lebens betonte, ein Mann mit einer alten Seele gewesen zu sein.<sup>40</sup> Hier konstatiert sich in beiden Biographien die Ablehnung konventionell gewordener gesellschaftspolitischer Haltungen als kontrastierende Konstante zur politischen Haltung der Mehrheit, die ein Abheben vom Denken und Handeln der Masse ermöglichte und fortan ein in Variationen immer wiederkehrendes Sujet im späteren künstlerischen Schaffen beider darstellt. Besonders in Biographien von Künstlern, die während des „Dritten Reichs“ tätig waren, finden sich immer wieder posthum montierte Belege rechtfertigenden und entlastenden Charakters, die eine systemkritische Haltung während dieser Zeit bezeugen sollen. Zu Anhaltspunkten dieser Art recherchiert man in Helmut Qualtingers Biographie vergeblich. Sämtliche Aussagen

---

<sup>37</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 356.

<sup>38</sup> Vgl. Qualtinger. Ein Film von André Heller. 2012. DVD. ca. 90 Minuten. Wien: Hoanzl. Min.: 0:01:36.

<sup>39</sup> Kleindel, Walter: Das Grosse Buch der Österreicher. 4500 Personendarstellungen in Wort und Bild. Wien: Kremayr und Scheriau 1987. S. 412.

<sup>40</sup> Vgl. Dachs, Robert: Oskar Werner. Ein Nachklang. Wien: Kremayr und Scheriau 2004. S. 198.

von Biographen, Kollegen, Freunden und Wegbegleitern zu Qualtingers Ablehnung gegenüber dem Nationalsozialismus sind völlig deckungsgleich. In unterschiedlichen biographischen Beiträgen zu Qualtingers Kindheit finden sich immer wieder Anmerkungen, die auf eine Mitgliedschaft in einer organisierten Widerstandsgruppe hindeuten. Auch Qualtinger selbst verwies, ähnlich wie Oskar Werner, bei Interviews immer wieder mit einem gewissen Nachdruck auf diesbezügliche Aktivitäten während der Kriegsjahre.

Ich war in einer kommunistischen Gruppe aktiv, die Flugblätter verteilte. Später wurde ich verhaftet und war lange im Gefängnis. - Dort haben sie mich verhaftet, weil ich in einer kommunistischen Jugendorganisation war. Das mochten die Nazis nicht so gern. - Ich war damals schon politisch organisiert. Bis ich auch in der kommunistischen Partei unangenehm war und 1945 entfernt wurde.<sup>41</sup>

Darüber hinaus kursieren auch Anekdoten, die versuchen Qualtinger durch das Sprengen einer Telefonzelle am 20. Juli 1944 in Wien in die Nähe des widerständischen Kreises rund um Claus Schenk Graf von Stauffenberg zu rücken, die an eben diesem Datum den missglückten Juliputsch ausübten, dem Adolf Hitler zum Opfer fallen sollte.<sup>42</sup> Anekdotenhafte Beiträge wie diese trugen essentiell, da sie auch posthum noch weiterverbreitet wurden, zur politischen Legendenbildung rund um seine Person bei. Erstmals verweist Georg Biron in seinem Porträt „Quasi Herr Karl“ darauf, dass es hierfür keinerlei hieb- und stichfeste Beweise gibt.<sup>43</sup> So können Aussagen Qualtingers, wie die vorangegangene, bestenfalls als Verdeutlichung seiner bereits früh einsetzenden politischen Unangepasstheit gewertet werden, die sich auch in seinem schriftstellerischen Werk merklich niederschlug.

1940 besuchte er als Zwölfjähriger die Hagenmüller-Schule im dritten Wiener Gemeindebezirk. Der Direktor des Gymnasiums hatte einen Sohn, der Mitglied der Sturmabteilung<sup>44</sup> war und schwer verletzt wurde, als dieser, während er in einer SA-Rotte mitmarschierte, von einem Auto überfahren wurde. Aufgrund dieses Ereignisses, so Kudrnofsky, soll der junge Mann zu einem erklärten Widerstandskämpfer gegen das Regime geworden sein.<sup>45</sup> Von ihm bekam Qualtinger eine seiner ersten Lektüren.

---

<sup>41</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 47.

<sup>42</sup> Vgl. ebd.

<sup>43</sup> Vgl. ebd.

<sup>44</sup> SA: Sturmabteilung. „Ordnertuppe“, Organisation der Nationalsozialisten, künftig mit SA abgekürzt.

<sup>45</sup> Vgl. Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 11.

Es handelte sich um Konrad Heidens 1936 in Zürich erschienenes Werk „Adolf Hitler“, das unter anderem eine vom „Rassenhygieniker“ Max von Gruber verfasste Charakterisierung des „Führers“ beinhaltet.<sup>46</sup> „Gesicht und Kopf schlechte Rasse, unschöne Nase, breite Backenknochen, ...Gesichtsausdruck...eines wahnwitzig erregten...“<sup>47</sup> Das für diese Zeit typische Idiom dieser Formulierung schien ein Interesse in dem widerständigen Gymnasiasten geweckt zu haben, das eine lebenslange künstlerische Auseinandersetzung mit der Zeit des „Dritten Reichs“ einleitete.

Qualtinger hat diesen Sprachduktus anscheinend bereits damals verinnerlicht und ihn später in seinen literarischen Arbeiten immer wieder verwendet, um die nationalsozialistische Gesinnung mit Hilfe ihrer eigenen Formulierungen ad absurdum zu führen. Auch wenn bis auf das zuvor erwähnte Werk nichts über die Lektüre nationalsozialistischer Werke bekannt ist, scheint die intensive Auseinandersetzung mit der politisch motivierten Literatur dieser Zeit wesentlich zu Qualtingers literarischer Sozialisation beigetragen zu haben. Unter anderem tilgte er mit der Lesung „Mein Kampf“, die 1973 im hamburgischen Thalia Theater aufgezeichnet und vom Wiener Plattenlabel „Preiser Records“ vertrieben wurde, hartnäckige Mythen wie die angeblich vergessene Literarizität von Hitlers programmatischer Hetzschrift. In Summe kann Qualtingers frühe Abneigung gegenüber dem Faschismus auch als eine Art Katalysator verstanden werden, der den Individualisierungsprozess des Künstlers rasant vorantrieb und sich merklich auf die Auswahl seiner Lektüre auswirken sollte.

---

<sup>46</sup> Vgl. Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 11.

<sup>47</sup> ebd.

## 6.2. Ein erster Kanon

Während bereits Verweise von Wegbegleitern und Freunden Qualtingers zu einzelnen Werken oder Schriftstellern angeführt wurden, versucht dieses Kapitel einen ersten Kanon zu umreißen, der Themen und Autoren beinhaltet, die der junge Helmut Qualtinger regelmäßig rezipierte. Neben Georg Biron und Michael Kehlmanns biographischem Portrait „Der Qualtinger“, das als eine der zuverlässigsten Quellen zu Qualtingers frühen Jahren gilt, ist ebenfalls die 2012 bei Hoanzl erschienene DVD „Qualtinger. Ein Film von André Heller.“ zu erwähnen. Dieses filmische Porträt beinhaltet Stellungnahmen und Interviews von Michael Kehlmann, die, neben Anekdoten des alltäglichen Lebens, auch Einblicke in die Lesegewohnheiten des jungen Qualtinger zulassen und bisher nur fragmentarisch in einzelnen Biographien zugänglich waren.

In einem Beitrag erwähnt Kehlmann die private Bibliothek seines Vaters, der als expressionistischer Schriftsteller tätig war.<sup>48</sup> Dieser sei von den Nationalsozialisten strafweise in Frühpension geschickt worden und hätte seine Familie deshalb nur mühsam ernähren können.<sup>49</sup> Dessen Sohn Michael lernte Helmut Qualtinger in einem Wiener Lokal namens „Meindlstube“ im Jahr 1943 oder 44 kennen. Dort verkehrten laut Kehlmann „Drückeberger und vaterlandslose Antifaschisten, Schwarz- und Schleichhändler“ und darunter auch der sehr junge Helmut Qualtinger, der teils vor der GESTAPO<sup>50</sup> und teils vor seinem Vater auf der Flucht war.<sup>51</sup> Kehlmann meinte, Qualtinger habe erst begonnen mit ihm zu verkehren, als dieser merkte, dass er Ahnung hatte, wovon Qualtinger sprach, wenn er von Autoren und Büchern fabulierte.<sup>52</sup> Die folgende Transkription eines Interview-Ausschnitts mit Michael Kehlmann beschreibt den ersten Kontakt Qualtingers zu Kehlmanns Familie und den damit einhergehenden Zugang zur Bibliothek des Vaters.

---

<sup>48</sup> Vgl. Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 12.

<sup>49</sup> Vgl. ebd.

<sup>50</sup> Geheime Staatspolizei der Nationalsozialisten.

<sup>51</sup> Vgl. Qualtinger. Ein Film von André Heller. 2012. DVD. ca. 90 Minuten. Wien: Hoanzl. Min.: 0:01:08.

<sup>52</sup> Vgl. Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 12.

Ich brachte ihn nach Hause zu meinen Eltern und mein Vater war entzückt vom Helmut, weil der Qualtinger damals und heute einer der bibliophilsten in der deutschen Literatur dieser ganzen Zeit gebildetsten Menschen ist, die es gab. Mein Vater hat ihm seine sehr umfangreiche Bibliothek zur Verfügung gestellt und Helmut hat sich auf diese Art mit ein bissl weitergebildet.<sup>53</sup>

In dem biographischen Werk „Der Qualtinger“ gewährt Kehlmann tiefere Einblicke in die Zusammensetzung der Bibliothek seines Vaters. Das folgende Zitat bildet den Grundstein zur Skizzierung jenes literarischen Kanons aus dem Qualtinger in den 1940er Jahren schöpfte. Auf diese Textstelle berufen sich wiederholt auch andere Qualtinger-Biographen, wie beispielsweise Gunna Wendt.<sup>54</sup>

Mein Vater, der ein expressionistischer Schriftsteller gewesen war, besaß eine große Bibliothek, die, abgesehen vom üblichen Bildungsgut, alle zu dieser Zeit nicht erhältlichen, weil verbotenen Bücher enthielt: von Heinrich und Thomas Mann über Lion Feuchtwanger, Franz Werfel, Karl Kraus, Ernst Weiß bis Rene Schickele, Jakob Wassermann, Erich Maria Remarque und Herman Bang. Helmut war enthusiastiert. Wo sonst hätte er all diese Herrlichkeiten leihen und lesen können?<sup>55</sup>

Auf den ersten Blick lässt sich bereits hier eine Konstante ausmachen, die allen angeführten Autoren gemein zu sein scheint. Aus Gründen ihrer konfessionellen Zugehörigkeit, ihrer Abstammung, politischen Haltung oder ihrer nonkonformistischen Geisteshaltung finden sich diese Autoren auf der „Liste der im Dritten Reich verbotenen Schriftsteller“. Als referenzielles Nachschlagewerk zur Überprüfung der angeführten Auflistung wurde die Suchmaschine des „Kultur-Hackathon“ herangezogen. Zu Grunde liegt diesem Werkzeug die Veröffentlichung der „Liste verbannter Bücher“ durch das Land Berlin. Dabei handelt es sich um jene Liste, die die „Reichsschriftkammer“ zwischen 1938 und 1941 erstellte und die rund 5000 unerwünschte Einzelpublikationen, 1000 verbotene Autoren sowie eine umfangreiche Auflistung aller Verlage, über die während der Zeit des Nationalsozialismus ein Publikationsverbot verhängt wurde, beinhaltet.<sup>56</sup> Die Überprüfung der genannten Namen ergab, dass, bis auf den dänischen Schriftsteller Herman Bang, alle oben genannten Autoren der Kategorie „schädliches und unerwünschtes Schrifttum“ zugeordnet wurden.

---

<sup>53</sup> Qualtinger. Ein Film von André Heller. 2012. DVD. ca. 90 Minuten. Wien: Hoanzl. Min.: 0:01:48.

<sup>54</sup> Vgl. Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999. S. 15.

<sup>55</sup> Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 12.

<sup>56</sup> Liste verbotener Autoren der „Reichsschriftkammer“. <http://verbrannte-und-verbannte.de/list/991> (23.11.15).

Eduard Kehlmanns Sympathie, sein Sohn sprach sogar von Liebe zu Qualtinger, fußte auf der ausgeprägten Literaturnähe des jungen Oppositionellen, die er von anderen Freunden seines Sohnes so nicht kannte.<sup>57</sup> Dieser Halbwüchsige interessierte sich mit einer nicht zu bremsenden Neugierde, die der Beamte und Schriftsteller äußerst zu schätzen wusste, für Expressionismus, Lyrik und die Literatur zu Kehlmanns Zeit.<sup>58</sup>

In weiteren Anmerkungen ergänzt Michael Kehlmann den frühen literarischen Reigen Qualtingers durch die Autoren Walter Hasenclever und Berthold Viertel.<sup>59</sup> Diese Anmerkung erscheint allerdings ziemlich unkonkret, da der Verweis auf bestimmte Werke beider Autoren ausbleibt. Des Weiteren erfuhr Qualtinger durch Eduard Kehlmann vom Verleger Samuel Fischer, für den er unter anderem vor seinem Berufsverbot tätig war und erhielt Einsicht in Briefkonvolute, die unter anderem, Korrespondenzen mit Hermann Hesse beinhalteten, mit dem Kehlmann entfernt verwandt war.<sup>60</sup> Kehlmann kontrollierte regelmäßig Qualtingers alte Aktentasche bevor dieser die Familienwohnung wieder verließ, um die Titel jener Werke, von denen er vergessen hatte Kehlmann darüber zu informieren, dass er sie eingepackt hatte, in ein extra dafür angelegtes Notizbuch einzutragen.<sup>61</sup> Diese so entstandene Liste schien oft die einzige Möglichkeit gewesen zu sein, um die mehr oder weniger offiziell ausgeliehenen Werke wieder zurückfordern zu können. Auch im Werk „Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre.“ findet sich eine Anmerkung Wolfgang Kudrnofskys, die ebenfalls auf Qualtingers Unzuverlässigkeit bei der Rückgabe ausgeliehener Werke verweist.

Qualtinger zieht sich hinter Bergen von Büchern zurück. Von einer Art Lesewut erfaßt, bemächtigt er sich der Literatur, wo immer er sie findet. Er wird Mitglied von Leihbüchereien – eine davon die „Last“ –, entlehnt Bücher von Freunden und Bekannten, manchmal auch, ohne erst zu fragen. Und so waren die Eltern schon daran gewöhnt, daß Leute bei ihnen auftauchten, um nach verschollenen Büchern zu fahnden. Qualtingers Mutter führte sie dann in das Zimmer ihres Sohnes und ließ sie dort kramen.<sup>62</sup>

---

<sup>57</sup> Vgl. Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999. S. 15.

<sup>58</sup> Vgl. Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995. S. 12.

<sup>59</sup> Vgl. ebd.

<sup>60</sup> Vgl. ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ebd. S. 14.

<sup>62</sup> Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 11.

Um detaillierte Auskünfte über die Leihgewohnheiten Qualtingers in solchen Bibliotheken zu bekommen, könnte weiter recherchiert werden, indem man Entlehnungslisten dieser Verleiheinrichtungen konsultiert. Da allerdings, bis auf eine Angabe im oben angeführten Zitat, nirgends die Namen oder Adressen dieser Leihbibliotheken angeführt werden, gestaltet sich diese denkbare Recherchearbeit als kaum umsetzbar. Höchst wahrscheinlich ist auch, dass viele dieser Einrichtungen heute nicht mehr existieren und darüber hinaus viele der privaten Verleiher, von denen Qualtinger mit Literatur versorgt wurde, nicht mehr leben.

In der Biographie „Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien“ finden sich ausgewählte Belege zu Qualtingers Lesegewohnheiten neu recherchiert und somit detaillierter dargestellt. Auch Biron erwähnt in diesem Zusammenhang die Leihbibliothek „Last“ und verortet sie am Wiener Kohlmarkt, in der Nähe der Konditorei Demel. Laut Biron entlehnte der junge Qualtinger dort Schnitzler, Döblin, Hofmannsthal und Franz Werfels „Verdi“.<sup>63</sup> Biron, der Qualtinger kannte und sich mit dessen Biographie seit nun fast 30 Jahren auseinandersetzt, gilt als einer der tiefsten Kenner des Künstlers. Auch er schöpft diese Informationen zur Jugend Qualtingers aus persönlichen Gesprächen mit dem Künstler.

„Das weiß man ja heute wahrscheinlich kaum noch“, erzählte er mir an einem Sommernachmittag im *Café Alt Wien*. „Die Leihbibliotheken und Antiquariate in Wien haben fast alle verbotenen Bücher gehabt.“<sup>64</sup>

Michael Horowitz bezeugt diesen Umstand ebenfalls und verortet die „verbotenen Dichter“ in den hinteren Regalen der Leihbüchereien. Als verbotenen Regalinhalt dieser Büchereien nennt er Werke der Autoren Franz Kafka, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Stefan Zweig.<sup>65</sup> Da Qualtingers Vater ihm das viele Lesen untersagt hätte, musste er es, so Horowitz, heimlich in der Nacht, anstatt zu onanieren, unter der Decke im Schein seiner Taschenlampe tun.<sup>66</sup>

Als präferierte Themengebiete für Qualtingers Literaturswahl führt Horowitz, wie andere Biographen auch, Parapsychologie, Kriminal- und Detektivromane an.<sup>67</sup> Diesen fügt er ohne erkennbaren Zusammenhang und unkommentiert die Autoren

---

<sup>63</sup> Vgl. Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 46.

<sup>64</sup> ebd.

<sup>65</sup> Vgl. Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996. S. 7.

<sup>66</sup> Vgl. ebd.

<sup>67</sup> Vgl. ebd.



Henrik Johan Ibsen und Fjodor Dostojewski hinzu.<sup>68</sup> Gunna Wendt erwähnt ergänzend das Genre Science-Fiction und marxistische Literatur.<sup>69</sup> Eine Auflistung einzelner Werke aus diesen Genres, die Qualtinger ausgeliehen oder gelesen haben könnte, bleibt allerdings aus. Überdies erscheint es schwierig, einen Zusammenhang zwischen den bereits erwähnten Autoren wie Schnitzler, Zweig, Wassermann oder Kraus und den hier angeführten Genres erkennen oder herstellen zu können. Zeitzeugenberichte, die einige dieser Autoren und gleichzeitig die erwähnten Genres in einer Überlieferung zusammenführen, bleiben gänzlich aus. Dieser Umstand macht erneut auf die anekdotenhafte Überlieferung Qualtingers Leseverhalten aufmerksam, deren Verschriftlichungen mündliche und zum Teil unvollständige Belege zugrunde liegen.

Zur Legendenbildung um Qualtingers Biographie im literarischen Kontext trugen auch Berichte darüber bei, dass der Mime den jungen österreichischen Poeten Jura Soyfer gekannt haben soll. Auch diesen Mythos weiß der Biograph Georg Biron zu entkräften.

Das ist aber mehr als unwahrscheinlich, denn Soyfer ist beim Versuch, im März 1938 die Schweizer Grenze illegal zu übertreten, verhaftet und ins KZ Dachau gebracht worden. Und Helmut Qualtinger war damals noch nicht einmal zehn Jahre alt.<sup>70</sup>

Im Mittelpunkt des Lektüreinteresses in Qualtingers Jugend standen, diesem ersten Kanon zu Folge, jüdische Schriftsteller und solche, die sich während des „Dritten Reiches“ aus verschiedensten Gründen auf der Verbotsliste der Nationalsozialisten finden ließen. Wesentlich zu diesem Auswahlverfahren hat Eduard Kehlmann beigetragen, der ihm diese, bereits zuvor von ihm selbst getroffene Auswahl, in Form seiner Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Wer allerdings zur Zeit des „Dritten Reiches“ Bücher las, die auf dem Index der Nationalsozialisten zu finden waren, musste, wenn dies an die Öffentlichkeit drang, mit teils erheblichen Konsequenzen rechnen. Diesbezügliche Akte der Denunziation erstreckten sich bis in die Klassenzimmer der Mittelschulen. Auch Qualtinger wusste von solch einem Vorfall aus seiner Zeit als Gymnasiast zu berichten.

---

<sup>68</sup> Vgl. Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996. S. 7.

<sup>69</sup> Vgl. Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999. S. 16.

<sup>70</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 48.

Während einer Klassenreise in die von den Deutschen besetzten Gebiete auf dem Balkan wollte ein Mitschüler namens Dichacek dieses Buch unbedingt lesen. Nach einigem Zögern gab Helmut Qualtinger ihm den Roman. Und als er das Buch nach einer Weile wieder zurückforderte, grinste ihn der Dichacek nur an und sagte: „Wennst das wiederhaben willst, dann zeig‘ ich dich an!“<sup>71</sup>

Das folgende Unterkapitel greift nun jene Autoren und Texte auf, die sich in Qualtingers Biographie als literarische Konstanten erwiesen. Unabhängig von bestimmten Lebensabschnitten sind dies jene, denen er die größte Aufmerksamkeit zukommen ließ und die nachgewiesener Weise den bedeutendsten Einfluss auf sein Werk nahmen.

### **6.3. Literarische Konstanten**

Im Hinblick auf Qualtingers späteres literarisches Werk sind es vor allem zwei Schriftsteller, die seinen Schreibduktus am nachhaltigsten beeinflussten und in seinem künstlerischen Schaffen immer wieder anzutreffen sind: Johann Nestroy und Karl Kraus. Im folgenden Teil der Arbeit werden Qualtingers Berührungspunkte mit diesen beleuchtet, sei es als Rezipient, Rezitator oder Schauspieler. Die folgende Schwerpunktsetzung unterliegt dabei keinem bestimmten zeitlichen Spektrum, da davon ausgegangen werden kann, dass es sich bei der literarischen Sozialisation Qualtingers um einen kontinuierlichen und ununterbrochen andauernden Prozess gehandelt hat, der sich bis an sein Lebensende fortsetzte und somit nicht mit einem konkreten Datum oder Werk endet.

### **6.4. Johann Nestroy**

Der früheste Beleg für eine Arbeit Qualtingers an einem Nestroy-Text, mit der Absicht ihn auf der Bühne darzubieten, findet sich im Jahr 1944. Gegenstand der Lektüre war das Stück „Judith und Holofernes“, das eine Nestroy-Affinität Qualtingers begründete, die bis zu seinem Tod im Jahr 1986 ununterbrochen andauerte. Im Wiener Gymnasium Stubenbastei, an dem Qualtinger Schüler war, wurde im Rahmen des Schülertheaters besagtes Stück aufgeführt. Die Rolle des Holofernes wurde mit Qualtinger besetzt, der sie zu einer gelungenen Hitler-Persiflage umfunktionierte. Im Rahmen einer

---

<sup>71</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 46.

Rezitationstournee 1973, auf der er aus Adolf Hitlers „Mein Kampf“ las, gab er ein Interview, in dem er über die Konzeption der Bühnenfigur und die darauffolgende Publikumsreaktion Auskunft gab.

[...] wir haben zum Beispiel einmal in der Mittelschule „Judith und Holofernes“ von Nestroy gespielt [...] – die Hauptfigur ist ja eigentlich der Holofernes: „I möcht‘ mi mit mir selber z‘amsetzen, damit i endlich amol sich wer stärker is‘: i oder i.“ Und der Holofernes ist aufgetreten in Hitler-Maske und mit Hitler-Gebell und das ham’s wieder nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen.<sup>72</sup>

Dass Qualtinger die Figur des Holofernes an Hitler anlehnte ist sicherlich nicht nur mit den historischen Rahmenbedingungen und seiner daraus entstandenen nonkonformistischen Haltung zu erklären, sondern darüber hinaus mit der Vielzahl an Auslegungsmöglichkeiten, die diese Figur bietet. Qualtinger erkannte dieses Potential und wusste es in seinem Sinne auf der Bühne zu nutzen. Damit begab er sich ganz in die Tradition der Vormärzschriftsteller, die ihre Systemkritik in den Stücken metaphorisch und unter dem Deckmantel einer im Vordergrund stehenden Rahmenhandlung transportierten.<sup>73</sup> Auch Hans Weigel sieht in der Handlung der Possen eher einen Vorwand. Was Nestroy eigentlich mit seinen Stücken sagen wollte, ergab sich nach Weigel aus den Monologen und Dialogen der Figuren, die sich jenseits der Geschichte untereinander und mit dem Publikum verständigten.<sup>74</sup> In diesen sieht Weigel die wesentliche menschlich-dichterische Substanz und Qualität der nestroyschen Stücke, da auch hinter scheinbar Belanglosem und Konventionellem immer ein Weltbild spürbar sei.<sup>75</sup>

Franz Grillparzer beispielsweise nutzte in seinem Werk „Der arme Spielmann“ den Protagonisten als gesellschaftskritisches Sprachrohr, um subtil Missstände am politischen System der Metternich-Ära aufzuzeigen. Manifest wurde diese Kritik unter anderem im dissonanten Violinspiel der Figur, wobei er subtiler vorging als Nestroy in vielen seiner Stücke.<sup>76</sup> In diesem Zusammenhang beendet Johann Sonnleitner seinen Aufsatz zu Grillparzers Spielmann mit folgendem Resümee:

---

<sup>72</sup> ORF Interview Helmut Qualtinger. <https://www.youtube.com/watch?v=qDbdduORMB0> (15.12.15).

<sup>73</sup> Vgl. Weigel, Hans: Nestroy. Velber bei Hannover: Friedrich Verlag 1967. (Friedrichs Dramatiker des Welttheaters. Bd. 27). S. 16.

<sup>74</sup> Vgl. ebd.

<sup>75</sup> Vgl. ebd. S. 17.

<sup>76</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann: (Unterbrochene) Erzählflüsse. Über Grillparzers Armen Spielmann. S. 39. In: Cultura Tedesca. 40 (2011). S. 31-43.

„Es sei gestattet, einen Ausspruch Elias Canettis über Kafka zu variieren: auch Franz Grillparzer war ein Experte der Macht.“<sup>77</sup>

Da Qualtingers Hitler-Persiflage im politischen Kontext des Jahres 1944 keinerlei Repressalien nach sich zog, ist zu vermuten, dass er sie ähnlich gekonnt und ganz im Sinne Grillparzers in Nestroys Stück eingebettet hat.

Ein Jahr vor Kriegsende führte eine Laientheatergruppe, der Qualtinger und der Schauspieler Walter Kohut angehörten, Nestroys „Nur keck“ auf. Dargeboten wurde das Stück dem Premierenpublikum im Turnsaal der Komenský-Schule am Sebastianplatz 3.<sup>78</sup> Als Kulissen- und Bühnenbildner fungierte Kurt Sowinetz, mit dem Qualtinger fortan regelmäßig arbeitete, Regie führte Fritz Eckhardt.<sup>79</sup> Georg Biron verweist mit einem Zitat Qualtingers auf die ökonomischen Hürden, die es bei der Aufrechterhaltung des Theaterbetriebes während der Kriegsjahre zu überwinden galt.

Da hab' ich wieder einmal den Wiener Geiz erlebt. Wir haben viele geeignete Säle besichtigt und versucht, sie mit unserem zusammengelegten Geld zu mieten. Aber die Besitzer waren alle stur und haben Irrsinnspreise von uns verlangt.<sup>80</sup>

Die Örtlichkeit der Nestroy-Inszenierung wurde mit „Mozart Bühne“ betitelt.<sup>81</sup> In der ersten Reihe des Premierenpublikums saß unter anderem der Schriftsteller Heimito von Doderer. Biron bringt in seiner Biographie mit dieser Aufführung eine private Aufzeichnung Doderers über Qualtinger in Verbindung.

Was mir bei Qualtinger stets am meisten zu denken gegeben hat, ist ein ins Auge springender Unterschied zwischen ihm und anderen Bühnenkünstlern; das hochgesteigert Egozentrische fast aller großen Schauspieler scheint hier völlig zurückgedrängt. Sein Wesen ist eher das eines Schriftstellers.<sup>82</sup>

Eine Datierung dieser Notiz ist Biron's Vermerk nicht zu entnehmen, sodass unklar bleibt, ob sie sich auf die Aufführung in der Komensky-Schule bezieht oder auf irgendeinen späteren Zeitpunkt an dem Qualtinger bereits schriftstellerisch tätig war. Die von Biron angeführte Anmerkung zu Qualtinger findet sich in Wolfgang Fleischers Doderer-Biographie in einer ausführlicheren Variante. Laut Fleischer entstammt diese

---

<sup>77</sup> Sonnleitner, Johann: (Unterbrochene) Erzählflüsse. Über Grillparzers Armen Spielmann. S. 43. In: *Cultura Tedesca*. 40 (2011). S. 31-43.

<sup>78</sup> Vgl. Biron, Georg: *Quasi Herr Karl*. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 52.

<sup>79</sup> Vgl. ebd.

<sup>80</sup> ebd. S. 51.

<sup>81</sup> Vgl. ebd.

<sup>82</sup> ebd. S. 52.

skizzenhafte Charakterisierung Qualtingers den „Commentarii“ Doderers und stellt den Versuch dar, das Phänomen Qualtinger definitorisch zu erfassen.<sup>83</sup>

Das hochgesteigert Egozentrische fast aller großen Schauspieler scheint hier völlig zurückgedrängt. Keine Röhren-Optik, sondern ein Rundhorizont. Qualtinger ist objektiv-amüsiert. Sein Wesen ist eher das eines Schriftstellers. Und ich halte ihn auch durchaus für einen solchen.<sup>84</sup>

Im Gegensatz zum Aufführungsjahr des Nestroy-Stücks „Nur keck“ 1944 verortet Fleischer die Qualtinger-Definition Doderers im Jahr 1961.<sup>85</sup> Obwohl diese ein fragmentarischer Versuch bleibt, wird die zweite Version um einen wesentlichen Aspekt ergänzt. Aus dem letzten Satz geht hervor, wie Qualtinger von Doderer wahrgenommen wurde, nämlich völlig seinem späteren Selbstverständnis entsprechend als Schriftsteller. Doderers Anwesenheit bei dieser Nestroy-Aufführung war allerdings mit Sicherheit kein Zufall. Qualtingers Vater Friedrich war nämlich bestens mit dem Schriftsteller bekannt, da beide während des Zweiten Weltkrieges der Luftwaffe zugeteilt waren.<sup>86</sup>

Johann Nestroys Werk ist als eine der literarischen Konstanten in Qualtingers Biographie anzuführen, die sich von Beginn an wie ein roter Faden durch sein künstlerisches Schaffen zog. Später wird er sich in einem Interview an einen bestimmten Zeitpunkt der Nestroy-Lektüre, zu dem das Kriegsgeschehen bereits Wien erreicht hatte, erinnern. „Am 10. September 1944 rettete mir ein Spaziergang mit Nestroy das Leben!“<sup>87</sup> Nestroy, so Qualtinger, habe ihm damals das Leben gerettet, da er während der Luftangriffe auf Wien im Wald, Nestroy lesend, spazieren gegangen sei, während sein Elternhaus von einer Fliegerbombe getroffen und schwer beschädigt wurde.<sup>88</sup>

Es liegt nahe anzunehmen, dass Nestroys Werke Qualtinger auch als Schriftsteller stark beeinflusst haben. Das Mitwirken in Nestroy-Stücken auf der Bühne sowie in Verfilmungen setzte eine intensive Auseinandersetzung mit den Texten voraus. Durch die Arbeit an und mit diesen erhielt Qualtinger einen tiefen Einblick in jene Sprache,

---

<sup>83</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 495.

<sup>84</sup> ebd.

<sup>85</sup> Vgl. ebd. S. 494.

<sup>86</sup> Vgl. Horowitz, Michael / Dichand, Hans (Hg.): Begegnungen mit Heimito von Doderer. Wien: Amalthea 1983. S. 159.

<sup>87</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 50.

<sup>88</sup> Vgl. ebd.

die zu einem wesentlichen Anteil als konstituierend für das „Wienerische“ gilt und zu einer bedeutenden Signifikanz vieler Protagonisten seiner eigenen Texte wurde. Als repräsentatives Beispiel hierfür folgt in einem weiteren Kapitel dieser Arbeit eine sprachliche Analyse Qualtingers Protagonisten aus dem Text „Der Alleinherrscher“ (1979).<sup>89</sup>

Wichtiger erscheint allerdings Nestroys Einfluss auf die Figurenkonzeptionen der späteren Qualtinger-Texte. In Hinblick auf die Figurencharakteristik im Kontext des Ordnungsdiskurses in Nestroys „Der böse Geist Lumpazivagabundus“ spricht Johann Sonnleitner von einer vermeintlichen Unterwerfung unter die Theaterästhetik der Zensur während der Metternich-Ära.<sup>90</sup> Nestroys Kritik am politischen System wird, ähnlich wie bei Grillparzer, in den Charakterzügen der Protagonisten manifest, die die gesellschaftspolitischen Missstände jener Zeit satirisch dargestellt lancieren. Dabei der Zensur zu entgehen gelang Nestroy nicht immer, was wohl auf die grundsätzliche Auffassung Nestroys in Bezug auf die Beschaffenheit des Menschen und seiner literarischen Darstellung rückzuführen ist, die ihn zum kontrastierenden Pendant Raimunds werden ließ.

Was die ideellen Ziele der Raimundschen Art verbürgten, nämlich Irrwege und Unzulänglichkeiten des menschlichen Daseins im Grundsätzlichen anzupacken und Wege der Zufriedenheit zu suchen, das konnte man von Nestroys auf den Menschen der Großstadt und auf dessen Pervertiertheiten gerichteten Satire nicht erhoffen.<sup>91</sup>

Qualtinger bedient sich genau dieser Art der Satire in den meisten seiner späteren Texte - und dies, ohne jemals dabei ein Geheimnis aus seiner nestroyanischen Prägung zu machen. Besonders deutlich wird dies anhand Qualtingers Kleinbürgerfiguren, die als Allegorien der von ihm kritisierten gesellschaftlichen Umstände zu lesen sind. Als repräsentative Beispiele hierfür sind die Texte „Die Buam von Brasilien“ und „Wienfilm“ aus dem Satireband „Die rot weiß rote Rasse“ (1979) zu nennen. Die Art und Weise, Kritik in einem Stück in Form einer Metaebene subtil zu transportieren, ohne dabei ungenau und zu direkt vorzugehen, stellt das Ergebnis seiner erfolgreichen Lehrjahre bei den Meistern dieser Kunst, Nestroy und Grillparzer, dar.

---

<sup>89</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller: 1979. S. 103.

<sup>90</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann: Unbestimmte Ordnung und poetische Gerechtigkeit in Johann Nestroys Lumpacivagabundus-Komplex. S. 63. In: Nestroyana 35 [1-2] (2015). S. 59-67.

<sup>91</sup> Zeman, Herbert: Johann Nepomuk Nestroy. Wien: Holzhausen Verlag 2001. S. 71.

## 6.5. Karl Kraus und Heimito von Doderer

Karl Kraus reiht sich ebenfalls an der Spitze der Literaturvorlieben Qualtingers ein, die auch in diesem Fall durch Verbote der Nationalsozialisten und Autoren jüdischer Konfession geprägt zu sein scheinen. Im Gegensatz zu jenen Autoren, die im Kapitel „Literarische Sozialisation“ zu einem Kanon zusammengefasst worden sind, tritt hier neben Nestroy mit Kraus die offensichtliche Affinität für Satire und Sprachkunst zu Tage. Eine gewisse Doderer-Affinität Helmut Qualtingers schlägt sich unter anderem auch in der Benennung seines Sohnes Christian Heimito Qualtinger nieder, den er im zweiten Vornamen nach dessen Taufpaten Doderer benannte.<sup>92</sup> Laut Hans Weigel erwiderte Doderer die freundschaftliche Haltung Qualtingers und so gab es zwei junge Leute im damaligen Kulturbetrieb, die er bevorzugt behandelte: Dies waren der Schriftsteller Peter von Tramin und Helmut Qualtinger.<sup>93</sup>

Weigel zufolge war es auch Doderer, der ihn an Kraus' Werk heranzuführte. Dieser war bereits seit Jahren mit Qualtingers Vater bekannt. Die beiden befreundeten sich schließlich, worauf Friedrich Qualtinger Doderer innerhalb kürzester Zeit mit seinem größten Problem konfrontierte: seinem Sohn.<sup>94</sup>

Die Beziehung Qualtingers zu Doderer war für mich, und nicht nur für mich, wichtig. Vater Qualtinger kannte Heimito, und als während des Kriegs der junge, chaotische, schwierige Helmut dem Vater Sorgen bereitete, schickte er ihn zu Heimito. Der sollte ihn beraten. Diese Beratung bestand unter anderem darin, daß Heimito dem jungen Mann riet, sich mit Karl Kraus zu beschäftigen – gewiß kein Akt des Widerstandes, doch immerhin ein schöner Beweis von Nonkonformismus.<sup>95</sup>

Im Jahr 1996 veröffentlichte der Österreichische Rundfunk eine CD-Box mit Interviews und Rezitationen Doderers, die weitere Eindrücke dieser Dreiecksbeziehung Kraus, Doderer und Qualtinger liefern. Auch Aufzeichnungen von Interviews mit Freunden und Wegbegleitern des Dichters, unter denen sich eine Stellungnahme Qualtingers befindet, sind Teil dieses O-Ton-Ensembles. Dieser kurze Ausschnitt aus einem Interview mit Qualtinger liefert Einblicke in die persönliche Beziehung zu Doderer und

---

<sup>92</sup> Vgl. Weigel, Hans: In Memoriam. Graz, Wien, u.a.: Styria 1979. S. 48.

<sup>93</sup> Vgl. ebd.

<sup>94</sup> Vgl. Fleischer: Wolfgang: Das vergeudete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 324.

<sup>95</sup> Horowitz, Michael / Dichand, Hans (Hg.): Begegnungen mit Heimito von Doderer. Wien: Amalthea 1983. S. 12.

bestätigt darüber hinaus durch eine konkrete Anmerkung Qualtingers Hans Weigels Aussage.

*Interviewer:* Nun, Herr Qualtinger, wie kommen Sie eigentlich zu Doderer?

*Qualtinger:* Ja, der Herr von Doderer war ein Freund meines Vaters und das war eigentlich in der Kriegszeit und ich wurde also damals einem Luftwaffen-Hauptmann Doderer vorgestellt, der in der Annahmestelle der Offiziersbewerber residierte und ich war damals gerade frisch gebackener Flak-Soldat und es war also etwas unorthodox, dass ein Hauptmann der deutschen Luftwaffe über Karl Kraus sprach und über Dinge die eigentlich damals verboten waren und die in der damaligen Zeit nicht sehr erwünscht waren und der mir also so und so viele Wegweiser und Richtungen gab, die wahrscheinlich auch meine spätere Arbeit sehr beeinflusst haben.<sup>96</sup>

In den bisher erschienenen Qualtinger-Porträts wird zwar die Freundschaft Doderers zu Qualtingers Vater erwähnt, wohingegen das Verhältnis zwischen Doderer und Qualtinger selbst völlig vernachlässigt wird - und das trotz des erheblichen Einflusses Doderers auf den jungen Künstler. Diese generationenübergreifende Freundschaft zwischen Doderer und Qualtinger ist nicht als großmütiger Akt Doderers einzustufen oder auf dessen Kontakt mit Qualtingers Vater rückzuführen. Laut Wolfgang Fleischer habe Doderer enormen Wert auf junge Leser gelegt, da sie ihn bzw. seine Werke durch ihre Lektüre ins Hier und Jetzt der Gegenwart befördern würden, wobei Fleischer Doderer gleichzeitig ein gewisses ökonomisches Kalkül attestiert.<sup>97</sup> Darüber hinaus ergänzt und verifiziert diese Aussage Fleischers ein weiteres Mal die Anmerkungen Hans Weigels zur Beziehung Doderer-Qualtinger, auf die bereits im Unterkapitel zu Nestroy Bezug genommen wurde. Wolfgang Fleischer erinnert sich in an seine Zeit als Sekretär Doderers, in der er auch Qualtinger regelmäßig im Umfeld des Dichters wahrnahm.

Ich bin zwei, drei Mal in der Woche neben dem Studium um fünf Uhr am Nachmittag zu ihm gekommen. Meistens haben wir eine Stunde getratscht, zum Teil auch über die Korrespondenz natürlich, von sechs bis acht Uhr habe ich ein paar Briefe für ihn geschrieben, und dann sind wir im Allgemeinen ins Wirtshaus gegangen. Meistens hat man dort irgendjemanden getroffen, Hans Weigel, Xaver Schaffgotsch, Helmut Qualtinger und andere.<sup>98</sup>

---

<sup>96</sup> Radio Österreich 1. Edition Radio Literatur. Heimito von Doderer 1896-1966. Das Original. ORF 1996.CD 1. (Min.: 25:71.).

<sup>97</sup> Vgl. Wolfgang Fleischer zu Heimito von Doderer. [http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview\\_fleischer11.html](http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview_fleischer11.html) (13.04.2016).

<sup>98</sup> Wolfgang Fleischer zu Heimito von Doderer. [http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview\\_fleischer2.html](http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview_fleischer2.html) (13.04.2016).



Die Zuneigung Doderers zu Qualtinger sei, so Fleischer, wirklich tief gewesen und hätte sich in Form von Freude und Bewunderung über den jungen Freund geäußert. Ohne diesen jungen „Heimitisten“, der „den Alten“, wie sich Doderer in Qualtingers Gegenwart nannte, in seinen Bann gezogen hat, wären Doderer viele Elemente einer offenen und lebendigen Gesellschaft nicht vermittelbar gewesen.<sup>99</sup> Reflexionen oder Aussagen Qualtingers zu problematischen Aspekten Doderers Biographie lassen sich allerdings nicht finden.

Die Recherche auf einen Hinweis, welche konkreten Schriften Kraus' Qualtinger in seiner Jugend gelesen haben könnte oder welche Doderer ihm konkret nahegelegt hat, bleiben allerdings ohne Erfolg.

Gewissheit über die Lektüre des Werks „Die letzten Tage der Menschheit“<sup>100</sup> geben allerdings eine Serie von Tonträgern, auf denen Rezitationen ausgewählter Textstellen aus dem Stück zu hören sind, sowie die Daten der öffentlichen Dichterlesungen. Genau nachvollzogen werden kann die Auswahl der Textstellen mit Hilfe Maria Pioks Band „Gesprochene Sprache und literarischer Text“ (2011). In diesem verweist sie auf die Zusammenstellung der rezitierten Textstellen und die Gestaltung derselben durch Tonfall und Stimmfarbe des Rezitators, der auch, um die gesprochene Sprache der Protagonisten besser zur Geltung bringen zu können, Adaptionen an den Originaltexten vornahm.<sup>101</sup>

Die Begegnung mit dem Werk Karl Kraus' stellt wohl die, im positiven Sinne, folgenreichste in Qualtingers künstlerischem Schaffen dar. Die bemerkenswerte Routine im Vortrag des Textes „Die letzten Tage der Menschheit“ versichert, ähnlich wie bei Nestroys Stücken, eine intensive Auseinandersetzung mit dem Werk.

Diese scheint gerade bei den Kraus-Lesungen über die Kunst der reinen Rezitation weit hinauszugehen und findet ihre Höhepunkte in der facettenreichen „Menschendarstellerei“ Qualtingers. Gekonnt und scheinbar ohne Mühe erweckt er eine Vielzahl der Protagonisten des Werks durch die perfekte Imitation verschiedenster Dialekte zum Leben, unter denen besonders die Authentizität der

---

<sup>99</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 495.

<sup>100</sup> Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1986.

<sup>101</sup> Vgl. Piok, Maria: Gesprochene Sprache und literarischer Text. Helmut Qualtinger liest Horváth, Soyfer, Kraus und Kuh. Wien: Lit-Verlag 2011. S. 9.

bundesdeutschen Idiome hervorsticht. Diese Lesung wurde nicht zuletzt deswegen zur absoluten Referenz Qualtingers als Rezipient. Durch seine Interpretation des Textes unterstrich er vor allem den satirischen Charakter des kraus'schen Textes. Die Rezeption Kraus' und Nestroys Texte, so scheint es, hat Qualtinger sensibel für Sprache werden lassen. Diese Vorliebe für Sprachkunst gekoppelt mit dem Genre der Satire, das Qualtinger auf den Bühnen des Kulturbetriebs der Nachkriegszeit kennengelernt und verinnerlicht hatte, stellen die stilistische Grundlage für sein spätes schriftstellerisches Werk dar. In einem Interview mit dem ORF im Rahmen einer Rezitationstournee 1985 stellt er analytisch Parallelen zwischen den Formulierungen Hitlers in „Mein Kampf“ und jenen in Kraus' „letzten Tagen der Menschheit“ her.

*Interviewerin:* Sie haben sich in ihrer Karriere bisher sehr intensiv mit dem jüdischen Intellektualismus, mit dem Geist, mit der Satire von Karl Kraus zum Beispiel auseinandergesetzt. Ist es da nicht besonders hart, wenn man dann nach diesen zum Beispiel „Die letzten Tage der Menschheit“, „Mein Kampf“ liest?

*Qualtinger:* Ja, das ist für mich eine Marginalie. Ich entdecke sogar immer wieder beim Vorlesen von „Mein Kampf“ Formulierungen, die ich bei Kraus finde und zwar bei kraus'schen Figuren. „Die letzten Tage der Menschheit“ bestehen ja, würde ich sagen, zu 70 Prozent aus Zitaten. Und das sind also Zitate, schlechte deutsche Formulierungen, die ich also kenne, aus den letzten Tagen.<sup>102</sup>

Dieses „schlechte Deutsch“ ist auch jenes sprachliche Inventar, mit dem er eine Vielzahl an Protagonisten seiner selbst verfassten Monologe und Dialoge ausstattet. Während des Studiums der „letzten Tage der Menschheit“ hat Qualtinger gelernt, Menschen mit den Eigenheiten ihrer eigenen Sprache zu persiflieren. Dies ist eine der wesentlichen Charakteristika der kraus'schen Satire, die hier zum Vorschein kommt, nämlich die Entwaffnung des Gegners mit seinen eigenen sprachlichen Mitteln. Es liegt nahe zu meinen, dass Qualtinger zeitlebens in Kraus, als Polemiker, als Ethiker und als Kriegsgegner ein Vorbild sah beziehungsweise aus seinen Schriften ein Höchstmaß an Identifikationspotential schöpfte.<sup>103</sup>

---

<sup>102</sup> Interview Helmut Qualtinger: <https://www.youtube.com/watch?v=qDbdduORMB0>. Min. 03:20 (04.02.2016).

<sup>103</sup> Vgl. Schmidt Dengler, Wendelin: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. St. Pölten, Salzburg: Residenz Verlag 1995. S. 30.

## 7. Vom Journalismus zur Schriftstellerei



Abbildung 2: Der Journalist Qualtinger 1948.

Ein für die künstlerisch-beruflichen Anfänge Qualtingers in der Nachkriegszeit bemerkenswertes Dokument hat sich mit einem Foto von 1948 erhalten, welches den damaligen Berichterstatter bei der *Welt am Abend* zeigt. Der Schnappschuss aus dem journalistischen Alltag erweckt den Eindruck, in einem von Bomben zerstörten Zimmer sitzt ein Reporter in Hut und Mantel, der ungeachtet der widrigen Verhältnisse seine Arbeit verrichtet und sich ganz auf seinen Text konzentriert. Qualtinger ist versehen, mit den typischen Attributen seiner Zeit – dem Korrekturstift und, demonstrativ in den Vordergrund gerückt, der Schreibmaschine. So ergibt sich eine Selbstinszenierung, die beim Betrachter die Assoziation mit einem „Rasenden Reporter“ auslöst.<sup>104</sup>

---

<sup>104</sup> Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deuticke 2003. S. 104.

Ein konkreter Moment, an dem Qualtinger zum Schriftsteller wurde, ist natürlich nicht festzumachen. Auffällig ist, dass seine Biographie schon relativ früh vom Umgang mit dem geschriebenen Wort bestimmt war. Schriftstellerei und Schauspiel sind beides Tätigkeitsfelder des Künstlers, die vom Beginn der Nachkriegszeit bis zu seinem Tod in einer Art unausgeglichener Koexistenz ausgeübt wurden. Auch wenn Qualtingers schriftstellerische Arbeit zeit seines Lebens intermittierend bleiben sollte, sind die vierziger Jahre jene Zeit, in der eine bereits eindeutige Tendenz zum Schreiben erkennbar wird.

Die frühesten Belege zu schriftstellerischen Arbeiten finden sich in den ersten Jahren der Nachkriegszeit, in denen Qualtinger als Journalist tätig war. In dieser Zeit kamen auch die ersten satirischen Zeitschriften auf, die in ihrer Entstehungsgeschichte untrennbar mit den neuen Kabarettbühnen Wiens in Verbindung stehen. In den Nachkriegsjahren waren diese an jeder Ecke der Stadt zu finden. Qualtinger war damals Ensemblemitglied des „Parkringtheaters“.<sup>105</sup>

Für Qualtinger war diese Zeit als Schauspieler in Bühnenstücken die intensivste. Er stand in fast sämtlichen Kellertheatern, die es damals in Wien gab, auf der Bühne [...]. Man spielte Stücke von Horváth und Sternheim, lange bevor diese Autoren in der Bundesrepublik ihre Renaissance erlebten.<sup>106</sup>

Parallel arbeitete Qualtinger als Journalist und fertigte ein Konvolut von Artikeln an, das über die Reiseerfahrungen des Ensembles während ihrer Auslandsauftritte in Italien berichtete. Die „Wiener Zeitung“, in der diese Berichte publiziert wurden, beendete allerdings bereits nach der Veröffentlichung des dritten Artikels die Serie. Trotz dieses Misserfolgs brachte diese Referenz Qualtinger ein Engagement beim französischen Besatzungs-Printmedium der „Welt am Abend“ ein, für das er fortan als Filmrezensent tätig war.<sup>107</sup> Nachgewiesen werden kann seine Mitarbeit an diesem Periodikum ab März 1948, für das er unter anderem Filmrezensionen, Theaterkritiken und eine Artikelreihe mit Berichten zu Dichterlesungen verfasste.<sup>108</sup> Unter seinen Mitarbeitern befanden sich unter anderem der Schriftsteller Johannes Mario Simmel und Michael Kehlmann, mit denen er die Themengebiete für weitere Ausgaben in der Redaktion, mit Sitz in der Wollzeile, erarbeitete. Anfangs war unter den Artikeln noch

---

<sup>105</sup> Vgl. Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 29.

<sup>106</sup> ebd.

<sup>107</sup> Vgl. ebd. S. 30.

<sup>108</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold: Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Verlag Edition Praesens 2003. S. 43-44.

der bürgerliche Name des Journalisten Qualtinger zu lesen, später gab er der Diktion seines Chefs nach und schrieb unter einem Pseudonym weiter, das laut diesem einen höheren Grad an Popularität hervorrufen sollte.

Sein Pseudonym ist Hans Helmut, er schreibt unter diesem Namen, denn sein Chefredakteur [...] stellt gleich zu Beginn fest: „Qualtinger darf man nicht heißen, wenn man Karriere machen will.“ Bei den Namen der übrigen Mitarbeiter – Paul Popp, Michael Kehlmann, Thomas Sessler, Johannes Mario Simmel – ist er weniger kritisch.<sup>109</sup>

In Folge wurde Qualtinger als Journalist „Hans Helmut“ von der Zeitung „Welt am Abend“ überallhin entsandt, wo es in Wien kinematographisch Relevantes zu berichten gab. Laut Kudrnofsky hätte es sich geradezu angeboten beide Tätigkeitsbereiche, Schriftstellerei und Schauspiel zu verknüpfen weswegen Qualtinger schlussendlich begonnen hätte selber Stücke, zunächst für die Bühne, zu schreiben.<sup>110</sup> Nachdem Qualtinger bereits einige Bühnenstücke, deren Erfolg sich in Grenzen hielt, verfasst hatte, schrieb er das gesellschaftskritische Drama „Jugend vor den Schranken“, das am 26. März 1949 im Rittersaal des Landhauses in Graz uraufgeführt wurde.<sup>111</sup> Diese Aufführung beziehungsweise die Abfassung des Dramas an sich könnte als eine mögliche Zäsur betrachtet werden, die den Beginn seines Dichter-Daseins markiert.

Als eine weitere denkbare Zäsur in diesem Zusammenhang könnte das Stück „Der Herr Karl“ herangezogen werden. In diesem Fall nimmt Qualtinger, wie auch beim Verfassen vorangegangener Kabarett-Programme, die Rolle eines Co-Autors ein. Bei der Zäsur handelt es sich bei genauerer Betrachtung allerdings nicht um das Stück selbst, sondern eher um die Konsequenz, die Qualtinger auf Grund der damit hervorgerufenen Reaktionen wenig später zog. 1961 verließ er die Kabarett-Bühne endgültig.

Brigitte Erbacher verknüpft mit dieser Entscheidung Qualtingers auch einen wesentlichen Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung seiner Person. „Er ist einer der besten Kabarettisten, die Österreich jemals hatte, und wurde berühmt, als er das Kabarett verließ - was ihm die Wiener bis heute nicht verzeihen haben.“<sup>112</sup>

---

<sup>109</sup> Vgl. Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973. S. 30.

<sup>110</sup> Vgl. ebd. S. 32.

<sup>111</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold: Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Verlag Edition Praesens 2003. S. 45.

<sup>112</sup> Erbacher, Brigitte (Hg.): Qualtingers beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl. Mit Texten von Gerhard Bronner, Carl Merz und Helmut Qualtinger. München, Wien: Langen Müller 1973. S. 323.

Ab diesem Zeitpunkt beginnt sich Qualtinger intensiv neben dem Schauspiel der Schriftstellerei zu widmen. Erbachers Feststellung bezüglich Qualtingers Popularität untermauert einerseits die in der Einleitung bereits erwähnte These einer „Prä-Herr Karl“ und „Post-Herr Karl“ Ära seines künstlerischen Schaffens, erscheint aber andererseits angesichts der großen Erfolge vor dem Jahr 1961 haltlos. Schließlich feierte Qualtinger bereits ab 1947 gemeinsam mit Gerhard Bronner und anderen Künstlern Erfolge auf diversen Wiener Kabarettbühnen, die ihren Höhepunkt ab 1952 mit Programmen wie „Brettl vor'm Kopf“ oder „Blattl vor'm Mund“ erreichten.

Vom 2. Oktober 2003 bis 6. Jänner 2004 wurde im „Wien Museum“ eine Ausstellung zu Helmut Qualtinger dargeboten. Zu dem umfangreichen Begleitband hat auch Arnold Klaffenböck ein Kapitel beigesteuert, das sich mit dem Schriftsteller Qualtinger befasst. Den von ihm verfassten Beitrag unterstellt er dem aussagekräftigen Titel „Quasi ein Sprechsteller. Literatur als Berufung und Beruf.“<sup>113</sup> Klaffenböck attestiert Qualtinger einen Wandel seines künstlerischen Selbstverständnisses, den er ebenfalls mit dem Jahr 1961 in Verbindung bringt.

Qualtinger wollte kein Kabarettist mehr sein: „Mein Erfolg ist ein einziges Missverständnis!“ In den 25 Jahren von 1961 bis zu seinem Tod macht er seine Liebe zur Literatur zum Beruf: Selbst sah er sich vor allem als Schriftsteller, doch reüssierte er als Rezitator und Schauspieler. Seine anhaltende Popularität nützte er, um sein Publikum zu jenen Autoren hinzuführen, denen seine Verehrung und Bewunderung galt: Jura Soyfer, Karl Kraus, Ödön von Horváth, Anton Kuh – und immer wieder Johann Nestroy.<sup>114</sup>

Den Beginn des eigentlichen literarischen Werks verortet Klaffenböck in den 1970er Jahren. Ab diesem Zeitpunkt entstehen die für Qualtinger typischen Anthologien, bestehend aus satirischen Monologen, Dialogen und Szenen.<sup>115</sup>

---

<sup>113</sup> Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deuticke 2003. S. 103.

<sup>114</sup> ebd.

<sup>115</sup> Vgl. ebd. S. 104.

## 8. Textgenese

Über die Entstehungsprozesse von Qualtingers dichterischem Oeuvre liegt so gut wie nichts vor. Die wenigen Quellen, die Auskunft über die Arbeitsvorgänge beim Schreiben geben, sind das bereits erwähnte Kapitel Klaffenböcks „Quasi ein Sprechsteller“, sowie ein Interview mit Qualtinger, das erstmals 1996 auf einem Tonträger erschien. Mit seinem Beitrag gibt Klaffenböck Einblicke in die schriftstellerische Werkstatt Qualtingers und rekonstruiert Schreibvorgänge anhand einzelner Analysen handschriftlicher Aufzeichnungen aus dem Nachlass des Künstlers.

Im Hinblick auf die Autorenschaft wirft Klaffenböck erstmalig eine thesenhaft formulierte Beobachtung auf, die ein völlig anderes Licht auf den Schriftsteller Helmut Qualtinger wirft. Er attestiert ihm eine intensive Abhängigkeit von Co-Autoren, ohne deren Unterstützung er nicht imstande gewesen wäre, zielgerichtet und produktiv arbeiten zu können. Bereits Jahre zuvor, als Qualtinger Kabaretttexte verfasste, war es Carl Merz' arbeitsbewusste Haltung und unerbittliche Konsequenz, die die Produktivität des Autorenduos enorm steigerte. Qualtinger, so Klaffenböck, hätte immer eine leitende Hand benötigt, die dazu fähig war sein kreatives Chaos im Kopf zu Papier zu bringen.<sup>116</sup> Später war es seine, ebenfalls schriftstellerisch ambitionierte, Ehefrau Vera Borek, die ihm zur Seite stand. Mit ihrer Unterstützung brachte er den 1973 erschienenen Band „Schwarze Wiener Messe“ heraus, der aus mehreren humorvollen Kurzprosatexten bestand und erstmalig Qualtinger allein als Autor anführte.<sup>117</sup> Belege für die Mitarbeit Boreks bleiben genauso wie die Erwähnung ihres Namens in der Publikation aus. Stattdessen findet sich am Einband des Werkes der Name des Illustrators, Adolf Frohner. Dieser wurde direkt unter dem Namen Qualtingers am Buchcover platziert, sodass der vermeintliche Eindruck einer Co-Autorenschaft entsteht. Leomare Qualtinger gab nach dem Ableben ihres Mannes folgendes bezüglich ihrer Mitarbeit am Band zu Protokoll: „Bei vielen Texten war ich dabei, wie sie entstanden sind. Oft hat die Schreibmaschine gestreikt. Qualtinger hat zuerst alles aufgeschrieben und mir dann diktiert.“<sup>118</sup>

---

<sup>116</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deuticke 2003. S. 110.

<sup>117</sup> Vgl. ebd. 104.

<sup>118</sup> ebd. S. 105.

Ausgewiesen ist die schriftstellerische Zusammenarbeit des Ehepaares in Form einer Textsammlung, die unter dem Titel „Kommen Sie nach Wien, Sie werden schon sehen“ (1980) erschienen ist. Das Cover der Publikation führt über dem Titel die Namen der Verfasser untereinander an und vermittelt die Absicht, beide Autoren als gleichwertig erscheinen zu lassen. Genaue Verweise zur Autorenschaft der einzelnen Texte im Werk finden sich allerdings nicht, was es schwierig gestaltet, diese jeweils Qualtinger beziehungsweise seiner Frau zuzuordnen. Auch auf den Covers der Publikationen zwischen 1965 und 1986, die Qualtingers literarisches Hauptwerk darstellen, bleibt die Erwähnung von Co-Autoren und Unterstützern aus, was Klaffenböcks These in Bezug auf die Entstehung der späteren literarischen Arbeiten Qualtingers bis zu einem gewissen Grad die Substanz entzieht.

Um eine ungefähre Vorgehensweise Qualtingers beim Verfassen von Texten skizzenhaft rekonstruieren zu können, hält sich Klaffenböck an handschriftliche Zeugnisse aus dem Nachlass. Die dort aufbewahrten, beschriebenen Notizblöcke zeugen von Hektik und Eile. Sie vermitteln den Eindruck, Qualtinger habe innerhalb kürzester Zeit und unter Stress versucht, seine Gedanken und Einfälle schriftlich festzuhalten, bevor sich diese wieder verflüchtigen.<sup>119</sup> Notizen zu seinen Texten trug er auf losen Blättern in seinen Hosentaschen ständig mit sich herum.<sup>120</sup>

„Qualtinger ist ein Mann, der keine Fabel und keine breite Situation gedanklich halten kann“, konstatiert etwa Werner Schneyder anlässlich der schwierigen Zusammenarbeit [...].<sup>121</sup> Im Nachlass befindet sich auch ein Stehpult, das Qualtinger eigens zum Schreiben anfertigen hat lassen, da er nicht imstande war, längere Zeit sitzend konzentriert durchzuarbeiten.<sup>122</sup> Das Selbstverständnis Qualtingers als Schriftsteller und seine Arbeitsweise, die zeit seines Lebens intermittierend bleibt, werfen deutliche Diskrepanzen auf. Im Sinne Thomas Bernhards begreift er sich selbst als „Gehirnarbeiter“, dem die nötige Disziplin zur Verschriftlichung fehlt.<sup>123</sup> Obwohl er in seinen Reisepass die Berufsbezeichnung „Schriftsteller“ eintragen hat lassen, bereitet ihm das Schreiben unglaubliche Mühe. Auch die Unzulänglichkeit der Sprache

---

<sup>119</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deuticke Verlagsgesellschaft: 2003. S. 105.

<sup>120</sup> Vgl. ebd. S. 110.

<sup>121</sup> ebd. S. 106.

<sup>122</sup> Vgl. ebd. S. 105.

<sup>123</sup> Vgl. ebd. S. 106.



führte zu Problemen bei der Verschriftlichung seiner Ideen, was vehemente Selbstzweifel nach sich zog.<sup>124</sup>

Die Wörter ruinieren, was man denkt, das Papier macht lächerlich, was man denkt, und während man aber noch froh ist, etwas Ruiniertes und etwas Lächerliches auf das Papier bringen zu können, verliert das Gedächtnis auch noch dieses Ruinierte und Lächerliche. Aus einer Ungeheuerlichkeit mach[t] das Papier eine Nebensächlichkeit, eine Lächerlichkeit.<sup>125</sup>

Arbeit in Form von Verschriftlichung der eigenen Gedanken scheint für Qualtinger eine Qual gewesen zu sein. Die therapeutische Wirkung des Schreibens bewegte ihn trotzdem zur Fortsetzung seiner Tätigkeit. „Da setz' ich mich dann hin, schreib und befrei mich davon.“<sup>126</sup> Über diesen Aspekt seiner Arbeit gab er erst kurz vor seinem Ableben Auskunft und nimmt gleichzeitig Bezug auf das literarische Genre, dem er seine Texte zuordnet. Bei ihm werde nicht das Satire, worüber er lache, so Qualtinger, sondern das, was ihm Depression und Bauchweh verschaffe.<sup>127</sup> Die literarische Gattung, in der er nach der Zusammenarbeit mit Merz seine dichterische Heimat findet, ist die Kurzprosa. Diese sieht er als geeignetstes Vehikel für gesellschaftskritische Äußerungen.

Klaffenböck sieht die Wurzeln Qualtingers Schriftstellerei im Schauspiel.<sup>128</sup> Dies stützt wiederholt die bereits zu Beginn aufgestellte These, dass die Arbeit Qualtingers an klassischen dramatischen Texten mit der Absicht, sie auf der Bühne aufzuführen, wesentlich seine schriftstellerischen Arbeiten beeinflusst hat.

In diesem Zusammenhang ist auf eine Stelle in einem Interview mit Qualtinger zu verweisen, das 1996 auf einem Tonträger im Rahmen einer Doderer-Interviewsammlung beim Radiosender „Österreich 1“ erschien. In diesem äußert er sich zu Doderer als literarischen Berater und spricht über die Abfassung eines seiner frühen Dramen.

---

<sup>124</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deutike Verlagsgesellschaft: 2003. S. 106.

<sup>125</sup> ebd.

<sup>126</sup> ebd. S. 108.

<sup>127</sup> Vgl. ebd.

<sup>128</sup> Vgl. ebd. S. 111.

Interviewer: Und wie hat er [Doderer] sich Ihnen gegenüber weiterhin benommen? Ist er Ihnen weiterhin Freund geblieben?

Qualtinger: Ja wir sind eigentlich ständig in Kontakt und er besucht meine sämtlichen Programme.

Interviewer: Und findet sie sehr lustig?

Qualtinger: Ich glaube schon, ja.

Interviewer: Äußert er sich Ihnen gegenüber über Ihre Arbeit?

Qualtinger: Jaja, wir sprechen auch sehr viel darüber und ich habe auch mein erstes Stück das damals also mit Bomben und Granaten in Graz durchfiel, ihm als erstem vorgelesen und über Konstruktions- und technische Angelegenheiten sehr viel mit ihm gesprochen.

Interviewer: Und er hat's gut gefunden?

Qualtinger: Ja, naja [...] konstruktionsmäßig vielleicht.<sup>129</sup>

Bei diesem im Interview erwähnten ersten Stück Qualtingers handelt es sich um das 1949 verfasste Drama „Jugend vor den Schranken“. Inwiefern Doderers Meinung sich im Speziellen auf Qualtingers Arbeit ausgewirkt hat oder ob Doderer selbst in einzelne Text eingriff oder diese adaptierte, muss dahin gestellt bleiben.

In der Doderer-Biographie Wolfgang Fleischers findet sich jedoch eine Anmerkung die das Vorhergegangene zu relativieren scheint. Doderer, so Fleischer, habe sich sein Leben lang nicht im Geringsten für Theater interessiert, allerdings hätte er manchmal Interesse geheuchelt, wenn es um Stücke von Freunden - etwa Qualtinger, Billinger oder Weigel - gegangen sei.<sup>130</sup> Angesichts der Tatsache, dass Doderer nachgewiesener Weise und wie zu Beginn der Arbeit dargelegt, einige Theateraufführungen Qualtingers besucht hat und laut Qualtinger auch in jedes seiner Kabarettprogramme gekommen ist, erscheint Fleischers Aussage, zumindest in Bezug auf Qualtingers Arbeit, fragwürdig. Es steht fest, dass Doderer nicht nur Kabarett- sondern eben auch Theatertexte Qualtingers gelesen und mit ihm diskutiert hat, die in der Schaffenszeit des jungen Autors noch eine wesentliche Rolle spielten. (Als Beleg hierfür sei an dieser Stelle noch einmal auf den zuvor angeführten Interviewausschnitt verwiesen.)

An einer weiteren Stelle seiner Doderer-Biographie widerspricht sich Fleischer gewissermaßen selbst, indem er das zuvor erwähnte mehr oder weniger wieder

---

<sup>129</sup> Radio Österreich 1. Edition Radio Literatur. Heimito von Doderer 1896-1966. Das Original. ORF 1996. CD 1. (Min.: 26:93.)

<sup>130</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 88.

aufhebt und somit doch die Aussagen Qualtingers im vorangegangenen Interview bestätigt. Während längerer Nächte voller „Kumpanei und vertrauensvollem Saufen“, zu denen Doderer von Qualtinger immer wieder überredet worden sei, hätte der Dichter Qualtingers Texte regelmäßig gelesen.<sup>131</sup> Obwohl Doderer selbst das Kabarett als leichtgewichtig einschätzte, beriet er Qualtinger auch gerne zu dessen Arbeiten. Diese mangelnde Wertschätzung Doderers gegenüber dem Kabarett als Kunstform änderte allerdings nichts am freundschaftlichen Verhältnis der beiden, so Fleischer.<sup>132</sup> Prinzipiell hätte Doderer irgendwann begonnen, sich vorwiegend seinen jüngsten Anhängern zu widmen, zu denen Qualtinger seit jeher zählte.<sup>133</sup>

In Bezugnahme auf sein künstlerisches Selbstverständnis können Qualtingers unterschiedliche Schaffensperioden auch als persönliche Weiterentwicklung gesehen werden. Er beginnt als Kabarettist und Schauspieler und gibt nach und nach dem innerlichen Drang Schriftsteller werden zu wollen nach.

[...] Jetzt will ich Schriftsteller werden. Vielleicht schaff' ich das. Ich glaube, was man wirklich will, das schafft man auch. Wenn ich das Glück habe, nicht zu sterben, möchte ich kritischer Essayist werden. Ich möchte mich auf das reduzieren, was ich zu können glaube als Schreiber, Vorleser und Regisseur. Manchmal vielleicht auch etwas spielen, aber auf dem Theater, nicht im Fernsehen.<sup>134</sup>

Ab einem gewissen Zeitpunkt Mitte der 1970er Jahre scheint die Gesamtheit seiner künstlerischen Ambitionen im Wunsch, als Schriftsteller zu reüssieren, zusammenzulaufen. Anhand seines Umgangs und seiner Arbeit mit literarischen Texten kann auf chronologischem Weg beobachtet werden, dass sich sein künstlerisches Schaffen, auch durch eine deutlich erkennbare Häufung an schriftstellerischen Arbeiten, mit den Jahren zielgerichtet auf diesen Wunsch zubewegte. Bemerkenswerter Weise liest er, obwohl in regelmäßigen Abständen Tonträger mit Rezitationen eigener Texte erscheinen, auf seinen Tourneen vorzugsweise aus Werken fremder Autoren.<sup>135</sup>

---

<sup>131</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996. S. 400.

<sup>132</sup> Vgl. ebd.

<sup>133</sup> Vgl. ebd.

<sup>134</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 203.

<sup>135</sup> Vgl. Erbacher Brigitte: Das Qualtinger Buch. München, Wien: Langen Müller: 1986. S. 324.

## 9. Satire

Im Kontext der gegenwärtigen Unterhaltungskultur wirkt die klassische Satire des vergangenen Jahrhunderts, wie man sie bei Karl Kraus, Anton Kuh oder beispielsweise Robert Neumann findet, fast schon antiquiert. Das mediale Nachmittags- und Abendamüsement, das mittlerweile von inflationär gewordenen bundesdeutschen Comedy-Formaten überschwemmt zu sein scheint, räumt dem subtilen Wortwitz und der hohen Kunst der latent transportierten Gesellschaftskritik in Form von Sprachkunst einen verschwindend geringen Platz ein. Aktuelle literarische Publikationen, die sich mit einer im Titel angeführten Genrezuweisung als satirische deklarieren, sucht man nahezu vergeblich in den Reihen der deutschsprachigen Neuerscheinungen. Qualtingers Werke dagegen sind in vielen Fällen bereits durch die Erwähnung der Gattung Satire am Einband als diesem Genre zugehörige Werke auszumachen. Um untersuchen zu können, inwiefern dieser Gattungsbegriff zutreffend ist, muss zuerst das Genre in Hinblick auf Gattungsmerkmale durchleuchtet werden.

Der Versuch, eine exakte Definition für eine literarische Gattung in ihrer Gesamtheit zu formulieren, wird sich im Ergebnis allerdings meist mit der Gestalt einer Bemühung um eben diese begnügen müssen.

Schon in den 1970er und 1980er Jahren sind in der Germanistik, Anglistik und Romanistik wichtige Ansätze und Modelle zu einer Theorie der Satire vorgelegt worden. Dabei ist es jedoch weder gelungen, eine voll befriedigende und verständliche ›one-sentence-definition‹ zu formulieren, noch eine komplexe Beschreibung zu entwickeln, die allen historischen Phänomenen von Satire (ausgewiesen durch Anspruch und Einschätzung als Satire) gerecht wird.<sup>136</sup>

Einerseits sind viele Texte, denen die Mühe um eine adäquate Zuordnung zuteil wird, zu facettenreich, um eine eindeutige Zuordnung möglich zu machen und andererseits wieder ist das Selbstverständnis vieler Autoren nicht immer mit den künstlich errichteten Grenzzäunen einer literarischen Gattung in Einklang zu bringen. Auch Matthew Hodgart, der dieser Frage eine eigene Publikation gewidmet hat, sieht eine erhebliche Problematik im Versuch, eine gattungsgerechte Definition zu formulieren.

---

<sup>136</sup> Schönert, Jörg: Theorie der (literarischen) Satire. <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/joerg-schoenert-theorie-der-literarischen-satire>. (27.02.2016).

„Es überrascht nicht, daß von den Literaturtheoretikern angesichts dieser Vielfalt von Formen keine klare Definition der Satire zu erwarten ist.“<sup>137</sup> Helmut Arntzen hingegen begreift die Satire nicht als separiertes Segment, das einer losgelösten Definition bedarf, sondern als Element eines großen Feldes.

Doch ist die Satire in der Tat kein Sektor der Literatur, sondern eines ihrer Elemente. Sie ist die andere Seite der Literatur, und es wird auf die Beleuchtung ankommen, was und wie viel von der anderen Seite sichtbar werden soll. Keine Darstellung kann sie in toto zeigen.<sup>138</sup>

Satire ist demnach nicht definitorisch festzuschreiben, sondern als ein sich im Laufe der Geschichte wandelndes Konstrukt zu begreifen, so Arntzen.<sup>139</sup>

Folglich drängt sich zu Beginn bereits die Frage nach der Sinnhaftigkeit einer solchen Formulierung auf.

Der Versuch schriftlicher Erzeugnisse unterschiedlichsten Charakters in diverse Gattungen zu unterteilen, verfolgt eine gewisse Absicht. Am ehesten vergleichbar wäre die Einteilung von Texten in Gattungen mit dem Ziehen von literaturepochalen Grenzen. Auch bei Letzteren handelt und handelte es sich immer um den Versuch einer Zuordnung. Ausschlaggebende Gründe für die Markierung einer Grenze in der Literaturgeschichte waren nie singuläre Ereignisse, sondern die Summierung signifikanter Schlaglichter im Rahmen einer gewählten Zeitspanne, die sich unter einer Bezeichnung für eben diese versammelt finden. In diesem Sinne können literarische Gattungen und die dadurch hervorgerufenen Abgrenzungen nicht als punktuelle Schnittstellen, sondern viel eher als ein reges Sammelsurium an Signifikanzen gesehen werden, dessen Grenzen schwammig bleiben und sich im bereits darauffolgenden auflösen oder verändert weiterbewegen. Diese nachträglich errichteten Grenzen als dogmatisch zu bewerten, wäre demzufolge mehr hinderlich als nützlich. Die Unmöglichkeit, eine literarische Gattung punktgenau von einer anderen abzugrenzen, erzeugt die Problematik, auch nicht jeden Text eindeutig einem bestimmten literarischen Genre zuweisen zu können, insofern dies als notwendig betrachtet wird. In diesem Sinne versucht das nachfolgende Kapitel keine Gattungstheorie in Form einer als absolut zu betrachtenden Definition zu formulieren,

---

<sup>137</sup> Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 19.

<sup>138</sup> Arntzen, Helmut: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. Vorrede S. IX.

<sup>139</sup> Vgl. ebd. Vorrede S. X.

sondern zieht die Bemühung um Annäherung an eben solch eine vor. Erfolgen soll dies über eine Zusammenführung verschiedener Definitionsversuche, die ausgewählter Sekundärliteratur entnommen wurden sowie subjektiven Charakterisierungsversuchen einzelner Autoren, die unter anderem auch zur österreichischen Tradition des Genres beigetragen haben. Unter diesen finden sich auch Einzelne, die Qualtingers Werk durch ihr Schaffen beeinflusst haben, wodurch die anscheinende Fortsetzung dieser Tradition gleichzeitig zum Gegenstand der Untersuchungen dieser Arbeit wird.

### **9.1. Zur Gattung Satire**

Eine denkbare Möglichkeit die Gestalt des Genres sichtbar zu machen liegt in der Betrachtung von Aussagen ausgewählter Schriftsteller, die sich diesem zugehörig fühlten oder ihm zugeschrieben wurden. In vielen Fällen beginnt dieser Pfad mit Kurt Tucholskys vielzitiertem Postulat „Die Satire darf alles!“.<sup>140</sup> Es erscheint schwer, dieser Äußerung Informationen bezüglich der Beschaffenheit des Genres oder den Dingen zu entnehmen, denen es sich widmet, wobei es zugleich treffend das Ausmaß an Erscheinungsformen satirischer Kunst beschreibt. Den Stoff für Satire sieht Matthew Hodgart zu allen Zeiten im menschlichen Dasein an sich.<sup>141</sup> Tucholskys Prämisse zufolge würde dies bedeuten, dass kein menschliches Handeln vor satirischen Darstellungen jeglicher Art sicher sei. Folglich darf Satire nicht nur alles, sondern alles kann zum Gegenstand satirischer Darstellungen werden. Was sind also nun die Werkzeuge, mit deren Hilfe der Satiriker das menschliche Dasein kommentiert und wertet?

Zumeist erfolgt eine undifferenzierte Subsummierung alles Komischen, Witzigen oder Ironischen unter dem Begriff Satire, was das Problem einer Abgrenzung zu anderen Gattungen, beispielsweise zum Witz, mit sich bringt und das Genre in Folge unscharf und inflationär werden lässt. Unbestritten ist das Komische beziehungsweise ein Schielen nach der Unterhaltung des Publikums essentieller Bestandteil der Satire, die sich allerdings keinesfalls auf diesen einzelnen Aspekt beschränken lässt. Arntzen verweist in diesem Zusammenhang auf die binarische Charakteristik der Gattung.

---

<sup>140</sup> Klötzer, Sylvia: Satire und Macht. Film, Zeitung, Kabarett in der DDR. Köln: Böhlau 2006. S. 9.

<sup>141</sup> Vgl. Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 15.

Denn Satire bedeutet zweierlei: ein nominalistisch bestimmtes Genus und etwas, das so unbestimmt ist, daß es schwerfällt, auch nur Einigkeit darüber zu erzielen, was zu ihm und was auf jeden Fall nicht zu ihm gehört.<sup>142</sup>

Dahingehend unterscheidet Friedrich Schiller im dritten Kapitel seines Aufsatzes „Über naive und sentimentalische Dichtung“ zwei Arten der Satire. Nach Schiller könne Satire ernsthaft und mit Affekt oder scherzhaft und heiter sein, wodurch sich zwei Arten der satirischen Dichtung ergäben: Die strafende und die scherzhafte Satire.<sup>143</sup>

Die von Wilhelm Bortenschlager verfasste Literaturgeschichte vereint in einem Definitionsversuch die bisher erwähnten Merkmale. „Satire: literarische Gattung, die heiter-spöttisch, bissig oder höhnisch Bosheiten und Laster der Menschen kritisiert; an keine bestimmte poetische Form gebunden.“<sup>144</sup> Auch hier werden die bipolaren Merkmale der Satire, Heiterkeit und Hohn, erwähnt und durch den Aspekt der Kritik ergänzt. Wie auch bei Hodgart bezieht sich in den beiden vorangegangenen Fällen die Kritik der Satire auf das menschliche Dasein und Handeln. Auffallend ist, dass diese Definition, wie die Schillers, ein „Entweder-oder“ darstellt. Satire wäre demnach entweder heiter oder mahnend, spöttisch und darüber hinaus an keine strenge poetische Form gebunden, was die Eingrenzung in Bezug auf ihre Erscheinungsformen relativ schwierig gestaltet.

In Alfred Polgars „Handbuch des Kritikers“ (1980) formuliert der Autor eine Anmerkung zur Gattung, die beide bisher angeführten Bestandteile zu einem Gemeinsamen verknüpft. „DER GROSSE SATIRIKER zieht, was er in's Lächerliche zieht, mit dem gleichen Griff auch in's Ernsteste.“<sup>145</sup> Es handelt sich demnach um eine Textgattung, die auf zwei Arten lesbar wird. An der Oberfläche ist der Text als heitere anekdotenähnliche Erzählung lesbar, die erst bei genauerer Betrachtung die im Heiteren verpackte Kritik offenbart. (Hans Weigel verwendet für diese Qualität der Satire den Begriff „ad absurdum“.<sup>146</sup>)

---

<sup>142</sup> Arntzen, Helmut: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 2.

<sup>143</sup> Vgl. Friedrich Schiller: Satirische Dichtung. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-3347/3> (01.03.2016).

<sup>144</sup> Bortenschlager, Wilhelm: Deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts. Wels, Wien u.a.: Verlag Leitner 1975. S. 524.

<sup>145</sup> Polgar, Alfred: Handbuch des Kritikers. Mit einem Nachwort von Marcel Reich-Ranicki. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1980. S. 84.

<sup>146</sup> Vgl. Weigel, Hans: Ad Absurdum. Satiren, Attacken, Parodien aus drei Jahrzehnten. Graz, Wien u.a.: Styria 1980. S. 11.

Um vervollständigt zu werden, ist Kunst in jedem Fall, egal um welche Disziplin es sich handelt, vom Rezipienten, in dem sie eine emotionale Reaktion hervorruft, abhängig. Satire kann also demnach nur wirken und funktionieren, wenn diese beiden zuvor erwähnten Ebenen auch vom Publikum erkannt werden. In ihrer Diplomarbeit spricht Sabrina Kainz vom Wissen der Rezipienten über die in der Satire behandelten Verhältnisse. Es muss demnach einen Kontext geben, der dem Publikum bekannt ist, um überhaupt darauf reagieren zu können.<sup>147</sup>

## **9.2. Techniken der Satire**

Die hier erarbeiteten Signifikanzen satirischer Texte stellen eine Auswahl dar und dienen in Folge als Richtlinien, die herangezogen werden, um im letzten Kapitel der Arbeit den Primärtext „Der Alleinherrscher“ von Qualtinger einordnen und analysieren zu können. Wie bereits vermerkt sind diese als richtungsweisend anzusehen und somit nicht als dogmatisches Reglement aufzufassen. Demzufolge müssen auch nicht zwingend alle Merkmale in einem zu untersuchenden Text vorhanden sein, sondern können auch vereinzelt oder in Variationen, ohne dabei an Wirkung zu verlieren, auftauchen.

### **9.2.1. Distanzierung**

Eine Voraussetzung für das Gelingen von Satire sieht Hodgart in der Einhaltung einer gewissen Distanz des Autors der Welt gegenüber. „Um echte Satire zu schaffen, muß der Autor mit den leidvollen Problemen dieser Welt vertraut und selbst davon betroffen sein, er muß zugleich aber auch genügend Distanz zu dieser Welt besitzen.“<sup>148</sup>

Zum einen wird hier erneut der bereits erläuterte gemeinsame Kontext wieder tragend, der nicht nur dem Publikum, sondern gleichermaßen auch dem Satiriker selbst bekannt sein muss, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Zum anderen muss der Satiriker es schaffen, von den eigenen emotionalen Eindrücken, die die Realität dieses

---

<sup>147</sup> Vgl. Kainz, Sabrina: Satire – Einstiegshilfe oder Fluchtmittel? Der Einfluss von Polit-Satire auf das politische Interesse Jugendlicher am Beispiel der ORF-Satire Willkommen Österreich. Diplomarbeit. Univ. Wien 2014. S. 26.

<sup>148</sup> Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 17.



Kontextes auch bei ihm hinterlässt, einen Schritt zurück zu machen, um einen klaren Blick auf jene Dinge zu bekommen, die Gegenstand der Satire sein sollen.

### 9.2.2. Sprachliche Signifikanzen

Erreichen und einhalten kann der Satiriker diese Distanz, indem er diverse sprachliche Mittel gezielt einsetzt. Karl Riha erläutert dies in seinem Werk „Kritik, Satire Parodie“ (1992), in dem er Bezug auf Kurt Tucholskys literarischen Stil nimmt.

Durch offensichtliche Übertreibungen, irritierende Umsetzungen und Disproportionen, Stilbrüche, deplatzierte Einschübe, gegenläufige Formulierungen u.ä.m. schafft er Distanz und offeriert dem Leser witzige Einblicke in die Mechanik und Wirkabsicht [...].<sup>149</sup>

Die Satire, so Arntzen, nütze diese rhetorischen Muster nicht nur, sie kritisiere sie auch fortwährend unter verschiedenen Aspekten.<sup>150</sup> „Die Satire, so scheint es, entdeckt [...] die wirklichkeitskonstituierende Macht der Sprache, indem sie deren wirklichkeitsdestruierende Macht darstellt.“<sup>151</sup>

Auch Sigurd Scheichl verweist im Vorwort seines Bandes „Von Qualtinger bis Bernhard“ auf die Schlüsselrolle rhetorischer Mittel, die als Satiresignale im Text fungieren. Eine wesentliche Technik des Satirikers sieht Scheichl im Verstoß gegen Erwartungen, die zuvor durch den gezielten Einsatz der bereits erläuterten rhetorischen Werkzeuge aufgebaut werden.<sup>152</sup> Als repräsentatives Beispiel führt er den gezielten Einsatz von Pointen an, die eben gegen die Erwartungshaltung des Rezipienten verstoßen. „So die unerwartete Negation in der Replik eines Revolverjournalisten bei Karl KRAUS: „Ich arbeite an einem sehr wichtigen Artikel, der nicht erscheinen soll. Und zwar schon morgen.“<sup>153</sup>

Eine wesentliche sprachliche Eigenart der Satire ist ebenso die Unberechenbarkeit. Demnach muss die Pointe gar nicht vollständig ausgeführt werden, um den Text trotzdem zugespitzt enden lassen zu können. Ganz im Sinne Karl Kraus' und Nestroys

---

<sup>149</sup> Riha, Karl: Kritik, Satire, Parodie. Gesammelte Aufsätze. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992. S. 196.

<sup>150</sup> Vgl. Arntzen, Helmut: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. Vorrede S. XIII.

<sup>151</sup> ebd. Vorrede. S. XII.

<sup>152</sup> Vgl. Scheichl, Sigurd Paul: Von Qualtinger bis Bernhard. Satire und Satiriker in Österreich seit 1945. Innsbruck, Wien: Studien Verlag 1998. S. 10.

<sup>153</sup> ebd.

kann diese ebenso durch nicht enden wollendes Monologisieren oder Lamentieren substituiert werden. Dies vermittelt den Eindruck, dass auf keinen exakten Punkt zugesteuert wird, der den Text abrundet oder auflöst. Gerade aber dadurch erhalten Figuren oder Texte an sich eine zwar völlig andere, aber keineswegs weniger intensive Charakteristik. In diesem Fall wäre es nicht die Pointe wie beim Witz, die den Text aussagekräftig enden lässt, sondern die sprachliche Gestaltung und Eigenheit, die den Gegenstand der Satire ad absurdum führt.

Entscheidend sind darüber hinaus die Handlungskontexte, in die die jeweils gewählten sprachlichen Eigenarten eingebettet werden. So kann eine vom Autor gezielt gewählte Deplatziierung beim Rezipienten eine völlig andere Wahrnehmung der sprechenden Figur auslösen. Bedient sich beispielsweise eine Figur wider Erwarten des Rezipienten plötzlich eines bildungssprachlich anmutenden Wortschatzes, so wird dadurch ein Bruch der im Laufe der Lektüre aufgebauten Erwartungshaltung hervorgerufen. Dieser wird rein durch die Wahl des der Figur zugeschriebenen Ausdrucks und Wortschatzes ausgelöst. Ebenso dient dies der Charakteristik des jeweiligen Protagonisten, der dadurch nicht auf ein einzelnes sprachliches Idiom festgelegt in Erscheinung tritt, sondern weit aus facettenreicher wird, was eine gewisse Berechenbarkeit verhindert.

### **9.2.3. Reduktion**

Eine weitere Signifikanz des satirischen Stils stellt die Technik der *Reduktion* dar. Matthew Hodgart sieht in ihr die Möglichkeit der Herabsetzung des Opfers, indem ihm seine persönliche Würde, beispielsweise durch gezielte Verminderung seiner Statur, genommen wird.<sup>154</sup> Die Anwendung dieser Technik setzt nicht automatisch die Absicht einer Herabwürdigung voraus, die in der optisch auszumachenden Deformierung der äußeren Gestalt manifest wird. *Reduktion* kann auch bedeuten, den geistigen Horizont einer Figur und damit ihre Lebenswelt drastisch begrenzt darzustellen. Die *Reduktion* kann sich ebenso auf die Handlungen und die Sprache der Figur sowie auf alle nur denkbaren Charakteristiken beziehen, die wiederum durch den Einsatz eines rhetorischen Mittels mit möglichst kontrastierender Wirkung verstärkt werden können.

---

<sup>154</sup> Vgl. Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 122.

#### 9.2.4. Vergrößerung und Verkleinerung

In ihrem Aufsatz „Billy Wilders Satiren: Schauplatz Österreich und Deutschland“ verortet Pia Le Moal-Piltzing ein markantes Stilmittel im filmischen Schaffen Billy Wilders, nämlich die Technik der *Vergrößerung und Verkleinerung*. Auch wenn ihr Beispiel dieser Satiretechnik einen speziell kinematographischen Bezug aufweist, ist die Qualität dieser Technik in Bezug auf die satirische Wirkung derart groß und deutlich zu erkennen, dass sie auch interdisziplinär funktioniert und somit ebenso in der Literatur vorzufinden ist. Mit Wilder wählt die Verfasserin einen territorial aus dem ehemaligen Österreich der Österreich-Ungarischen Monarchie stammenden und in Amerika wirkenden Filmschaffenden, wodurch sie gleichzeitig einen, wenn auch sehr weit hergeleiteten, Österreichbezug herstellt.

Der Satiriker Wilder, der die Zensur meiden will, greift bewusst auf Mittel zurück, [...] um den inneren Zensor zu umgehen: die Vergrößerung, die Verkleinerung, die Verschiebung, die Metapher, die Metonymie. Er benutzt ein bekanntes satirisches Stilmittel: minimalisiert das Geschehen, reduziert es auf den kleinsten Nenner, deplatziert es; dagegen wird das Komische quantitativ aufgeblasen, übersteigert, das Publikum durch die Anhäufung der Gags, der Kaskade der Wortspiele, der bildlichen Satire zum Lachen gebracht.<sup>155</sup>

Die *Vergrößerung und Verkleinerung* beinhaltet zumindest in einem ihrer beiden Bestandteile auch wesentliche Eigenschaften der *Reduktion* und kann mit Hilfe der Erweiterung durch ihr Pendant, der *Vergrößerung*, auch als eine gewisse Art der Erweiterung der *Reduktion* gesehen werden. Der Fokus richtet sich dabei auf die Größendarstellung des Fokus auf einzelne Aspekte im Text. Im metaphorischen Sinne ein gezielter Wechsel verschiedenster Einstellungsgrößen eines sprachlichen Objektivs, das ausgewählte Objekte in den Vorder- oder Hintergrund rückt und anschließend neu platziert. Dies geschieht immer mit der Absicht, eine bestimmte Wirkung auf den Rezipienten auszuüben.

---

<sup>155</sup> Le Moal-Piltzing, Pia: Billy Wilders Satiren: Schauplatz Österreich und Deutschland. Im Angesicht der Angst, des Schreckens, hilft am besten das beißende Lachen. S. 245. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

### 9.3. Abgrenzung

Um Satire noch greifbarer zu machen, ist eine Abgrenzung von anderen Gattungen notwendig, die ihr auf den ersten Blick sehr ähnlich zu sein scheinen. Wie bereits erwähnt, leidet Satire oftmals unter dem Pauschalurteil rein unterhaltend und komisch zu sein, weswegen sie oft mit dem Witz gleichgesetzt oder verwechselt wird. Ausschlaggebend dafür dürften über weite Strecken auch die Reaktionen des Publikums sein, die in beiden Fällen sehr ähnlich ausfallen können. Arntzen verweist in diesem Zusammenhang auf den unterschiedlichen Stellenwert des Humoristischen in der Satire und im Witz. In der Satire tendiere das „Verkehrte“ auf seine Abschaffung, im rein Humoristischen hingegen auf seine Affirmierung.<sup>156</sup>

Der wesentliche Unterschied dieser beiden Gattungen kann jedoch relativ klar an einem weiteren signifikanten Aspekt festgemacht werden.

[...] da im Witz eine Aggression ermittelt werden kann, „die gegen denjenigen oder dasjenige gerichtet ist, worüber man lachen soll. Der Witz hat ja keinerlei Respekt vor irgendetwas oder irgendwem“. Solche Witze werden in Freuds Terminologie als „tendenziös“ bezeichnet.<sup>157</sup>

Die Absicht der Satire liegt demzufolge nicht in der Aggression gegenüber dem Gegenstand, dem ihre Aufmerksamkeit gilt, sondern in einer Kritik, die fragiler und vielschichtiger gestaltet ist, als der reine Vorsatz, jenen, über den gelacht werden soll, auf plumpe Art und Weise der Lächerlichkeit Preis zu geben.

Während der Witz auch rein fiktiven Charakters sein kann, bedarf die Satire eines Gegenstandes, der zumindest zu einem gewissen Anteil im Faktischen verankert ist. Dieser Aspekt schafft jenen Kontext, der auch dem Publikum bekannt sein muss, um den gewünschten Effekt der satirischen Darstellung garantieren zu können.

Ein weiteres Genre, das der Satire, oberflächlich betrachtet, ähnlich zu sein scheint, ist die Anekdote.

---

<sup>156</sup> Vgl. Arntzen, Helmut: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 16.

<sup>157</sup> Corbin, Anne-Marie: Satire und Polemik bei Torberg zwischen Exil und Remigration. S. 330. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

Die Anekdote erweist sich auch als Kunstform, in der „eine tatsächliche Begebenheit“ wiedergegeben wird, die „den Anschein des historisch Verbürgten“ weckt, indem die Aussprüche bestimmten Persönlichkeiten zugeschrieben werden. Die Anekdote wird zum Witz, sobald „das in ihr geschilderte anonym“ wird. Sie „will etwas für eine Person Charakteristisches aussagen, was aber nicht unbedingt komisch zu sein braucht“. Man merkt sofort, wie fließend die Grenzen zwischen diesen beiden Genren sind, da Witz und Anekdote in einer Pointe gipfeln. Beide Gattungen schließen mit einer Aussage in direkter Rede. Bei beiden herrscht das Prinzip der Schlagfertigkeit.<sup>158</sup>

Während die Anekdote zwar, ohne automatisch ihren Unterhaltungswert einbüßen zu müssen, den Aspekt der Komik vernachlässigen oder ausklammern kann, ist dieser ein wesentlicher Bestandteil der Satire. Die Protagonisten der Satire müssen zwar weder wie im Witz anonymisiert oder wie in der Anekdote konkret benannt sein, jedoch bedürfen sie einer erkennbaren Anlehnung an die gemeinte Person oder einen Umstand, der durch den Rezipienten konkretisiert wird und damit eindeutig zugeordnet werden kann.

---

<sup>158</sup> Corbin, Anne-Marie: Satire und Polemik bei Torberg zwischen Exil und Remigration. S. 327. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

## 10. Aus der österreichischen Tradition der Satire

Das folgende Unterkapitel gibt einen konzentrierten Einblick in die spezifisch österreichische Tradition der Satire. An Hand ausgewählter Beispiele soll ein repräsentativer Querschnitt an Merkmalen und Vertretern der österreichischen Satire wiedergegeben werden. Das Spektrum an einschlägiger Sekundärliteratur ist leicht überschaubar, was zum einen daran liegen mag, dass die Hochblüte dieser Gattung in Österreich bereits einige Jahrzehnte zurückliegt und zum anderen daran, dass sich auch die Forschung diesem, vom Radar der Germanistik weitgehend verschwundenen Gebiet mittlerweile nur mehr in seltenen Fällen widmet. Anhand einzelner ausgewählter Arbeiten, die sich konkret mit österreichischer Satire befassen, wird der Versuch unternommen, Spezifika aufzeigen, die satirische Texte als „typisch österreichische“ ausweisen. Neben wissenschaftlichen Arbeiten sind es auch wieder Kommentare und Anmerkungen einzelner Autoren, die immer wieder richtungsweisende Beiträge formulierten, die zu einer Herausbildung von Gattungsspezifika beitragen.

Die Gattung Satire, eingegrenzt durch den Fokus auf regionale Signifikanzen, macht diese zu einem äußerst speziellen Forschungsgegenstand. Zwei der diesbezüglich maßgeblichen Standardwerke gab Jeanne Benay heraus. Jeweils unter dem Titel „Österreich. Das Land der Satire.“ (2002/2003) versammelt, behandeln Aufsätze verschiedener Forscher Zusammenhänge zwischen Satire und dem spezifisch österreichischen Aspekt der Gattung.

Sonnleitner attestiert der Satire als Form einen wesentlich größeren Stellenwert in der österreichischen Geschichte der Literatur als in der Bundesdeutschen. In literaturhistorischen Überblicksdarstellungen würde österreichischen Satirikern allerdings relativ wenig Platz eingeräumt, abgesehen von aktuellen Publikationen die neben Ödön von Horváth und Karl Kraus auch Thomas Bernhard dieser Gattung zuschreiben, so Sonnleitner.<sup>159</sup> Den ausschlaggebenden Grund dafür sieht er in den jeweils unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Entwicklungen Österreichs und Deutschlands.

---

<sup>159</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann: Hanswurst und Kasperls Verschwinden und Wiedergeburt in der Wiener Avantgarde. S. 11. In: Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.

Diese hypothetische Überlegung mag im Zusammenhang damit gesehen werden, daß Satire als Gattung und als Modus z. B. nicht mit dem Pietismus oder kaum mit der Autonomieästhetik der deutschen Klassik in Zusammenhang gebracht werden kann, während in Österreich die Persistenz der Aufklärung bis ins 19. Jahrhundert hineinreicht, und die Satire, um es mit Henri Bergson zu formulieren, ähnlich wie die Komik, „einer vorübergehenden Anästhesie des Herzens [bedarf], um sich voll entfalten zu können. Sie wendet sich an den reinen Intellekt.“<sup>160</sup>

Diese These Sonnleitners wird von einem weiteren Kenner der Gattung, Erich Kästner, untermauert, der dem Genre einen Aufsatz mit dem Titel „Sinn und Wesen der Satire“ widmet. Es sei, so Kästner, ein offenes Geheimnis, dass es die Satiriker gerade in Deutschland besonders schwer hätten, da die dortige Empfindlichkeit gerade ans Pathologische grenze.<sup>161</sup>

So ist die österreichische Erscheinungsform der Satire eine, die nicht, um zu funktionieren, die Absicht birgt rein emotionale Empfindungen beim Rezipienten hervorzurufen, wie dies beispielsweise ein Drama der Klassik beabsichtigt. Sie bedarf darüber hinaus einer differenzierten und scharfsinnigen Rezeption, um ihre Wirkung bestmöglich entfalten zu können. Das Herz als Synonym für reine Empfindsamkeit muss demnach in einen einstweiligen Zustand der Empfindungslosigkeit, ähnlich einer Betäubung, versetzt werden, um den Fokus auf eine vernunftgestützte textanalytische Diagnostik richten zu können. Diese These wird von einem essentiellen Bestandteil der allgemeinen Genretheorie untermauert, die vorsieht, dass Satire Kritik latent unter dem Deckmantel des Humors transportiert, den sie als Vehikel verwendet, um Kritik an Missstände lancieren zu können. Die Entfaltung der Satire ist dabei in jedem Fall vom Erkennen einer Kritik transportierenden Metaebene durch den Rezipienten abhängig.

Der vorangegangene Punkt wirft einen weiteren auf, der dieser Gattung weit über die Grenzen Österreichs hinweg eigens ist. Auch in der spezifisch österreichischen Tradition der Gattung muss die Distanz des Satirikers zur Wirklichkeit und somit auch zur Sprache, Kultur und Mentalität eingehalten werden, um sie entsprechend persiflieren zu können.

---

<sup>160</sup> Sonnleitner, Johann: Hanswurst und Kasperls Verschwinden und Wiedergeburt in der Wiener Avantgarde. S. 11. In: Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.

<sup>161</sup> Vgl. Erich Kästner: Sinn und Wesen der Satire. <https://antonadler.wordpress.com/2010/01/10/erich-kastner-sinn-und-wesen-der-satire/> (13.04.2016).

Ironie, Parodie, Satire betonen eine Distanz zu ihrem Gegenstand. Aber diese Distanz des Beobachters zu einer entfernten, unnahbaren Autorität kann [...] in eine Identifizierung mit dieser Autorität umschlagen, was in der Restaurationszeit zu einem hervorstechenden Merkmal „österreichischer“ Mentalität wurde.<sup>162</sup>

Als repräsentabelste Referenzen unter den österreichischen Dichtern, die Spohrs Feststellung in Bezug auf die österreichische Anbiederung an Autoritäten widersprechen, sind natürlich Johann Nestroy und Franz Grillparzer zu nennen. Spohr lässt in seiner Anmerkung einen wesentlichen Aspekt außer Acht, der besonders im literarischen Betrieb des Vormärz genutzt wurde, um den Anschein einer vermeintlichen Anbiederung an Autoritäten zu erzeugen. In diesem Zusammenhang verweist Johann Sonnleitner auf die Einbindung gesellschaftspolitischer Kritik in die literarischen Gattungsformen der Stücke, mit dem Ziel, der Metternich-Zensur zu entgehen.

Dass durch diese umfassende Zensur und Überwachung das Politische gänzlich aus den Texten eliminiert worden wäre und die literarischen Hervorbringungen allesamt dem Etikett eines harmonisierenden, den sozialen und politischen Status quo nicht antastenden Ordo-Denkens verhaftet und von einer „idyllischen Überformung“ (Friedrich Sengle) geprägt gewesen seien, muss entschieden in Abrede gestellt werden. Die durch die Zensur unterbundene öffentliche Reflexion über politische Verhältnisse verhalf sich auf indirekte und verschlüsselte Weise wieder zum Ausdruck und wurde in den auf den ersten Blick harmlos anmutenden Zauber-Märchen, Possen und Parodien der Vorstadttheater auf geschickte Weise mit einer entwaffnenden Harmlosigkeit drapiert.<sup>163</sup>

Ergänzend hierzu und im Sinne eines weiteren Gegenarguments zu Spohrs Anmerkung, verweist Sonnleitner in seinem Aufsatz „Hanswurst und Kasperls Verschwinden und Wiedergeburt in der Wiener Avantgarde“ auf eine Feststellung Friedrich Maximilian Klingers', die zum Ausdruck bringt, dass „die Deutschen“ aufgrund ihrer Autoritätshörigkeit und ihrer generell unpolitischen Eigenart nicht imstande wären, eine lesenswerte Form der Satire hervorzubringen.<sup>164</sup> Wie auch zuvor Erich Kästner stützt Klinger an dieser Stelle Sonnleitners These, dass Satire als Gattung nicht mit dem Pietismus vereinbar sei. Um auf den von Sonnleitner

---

<sup>162</sup> Spohr, Mathias: Satire und Identität. Österreich, Arnold Schönberg und Hans Gál. S. 79. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

<sup>163</sup> Sonnleitner, Johann: (Unterbrochene) Erzählflüsse. Über Grillparzers *Armen Spielmann*. S. 33. In: *Cultura Tedesca*. 40 (2011). S. 31-43.

<sup>164</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann: Hanswurst und Kasperls Verschwinden und Wiedergeburt in der Wiener Avantgarde. S. 12. In: Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.



aufgegriffenen Aspekt näher einzugehen, widmet sich das folgende Unterkapitel den in der Satire behandelten Diskrepanzen zwischen Österreichern und Deutschen, die seit jeher Triebfeder österreichischen satirischen Schreibens war.

## 10.1. Österreichischer und Deutsche

„Wenn sich Deutsche über Österreicher oder Österreicher über Deutsche äußern, prallen Vorurteile aufeinander – mehr oder weniger differenziert.“<sup>165</sup>

Mit dem zuvor aufgeworfenen Aspekt der unterschiedlich gewachsenen Mentalitätsgeschichten innerhalb Österreichs und Deutschlands als Grundvoraussetzung für das Entstehen einer satirischen Literaturgattung, greift Sonnleitner eine weitere Signifikanz auf, die die Satire in Österreich zu einem identitätsstiftenden Instrument werden lässt. Eine wesentliche Funktion der Identitätskonstruktion von Nationalitäten besteht in vielen Fällen in der gezielten Abgrenzung gegenüber anderen. Als Ausgangslage einer absichtlich herbeigeführten Kontrastierung können vielerlei Motive zum Anlass dienen, wie beispielsweise Kulturauffassungen, Sprache, Mentalitäten oder im simpelsten aller Fälle geographische Grenzen. Als primäres Kontrastmittel zur Herausbildung des österreichischen Selbstverständnisses diente und dient bis heute eine bewusste, jedoch meist unreflektierte Abgrenzung zu „den Deutschen“, die auf pauschalisierten Stereotypen beider Mentalitäten fußt. Es würde natürlich in diesem Punkt nichts zum Gelingen der Satire beitragen, gäbe es nicht genau so viele Gemeinsamkeiten wie Gegensätze, wie es Karl Kraus in einem seiner bekanntesten Zitate vermerkte. „Was die Deutschen und die Österreicher trennt, ist ihre gemeinsame Sprache.“<sup>166</sup> In einem Artikel der Tageszeitung „Die Presse“ spricht der Journalist Dietmar Krug aus genau diesem Grund Kraus dieses Zitat ab. 1923, so Krug, habe Kraus seinem Freund Leopold Liegler mit dem Aufkauf und der Vernichtung der gesamten Auflage gedroht, nachdem dieser eine Nestroy-Übersetzung ins Wienerische publiziert hätte, um Schauspielern einen Eindruck davon zu vermitteln, was er unter echtem „Wienerisch“ verstünde. Karl Kraus hätte dies mit der Aussage begründet, Nestroy sei kein

---

<sup>165</sup> Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999. S. 119.

<sup>166</sup> Karl Kraus. <http://diepresse.com/home/meinung/diesedeutschen/1313957/Was-die-Oesterreicher-und-die-Deutschen-trennt> (09.03.2016).

Dialektdichter, sondern ein deutscher Satiriker und man dürfe die Ästhetik der deutschen Sprache nicht durch solch verbrecherische Akte deformieren.<sup>167</sup> Belege für diese Behauptungen liefert Krug allerdings keine. Darüber hinaus lässt Krugs Argumentation genau jenen bereits erwähnten sprachlichen Aspekt außer Acht, der Kraus' Zitat als ein satirisches auszuweisen vermag.

Wie bereits erwähnt, ist die Sprache eine der wesentlichsten Merkmale österreichischer Satire. Bis heute treten die klischeehaften Eigenheiten österreichischer Mentalität am deutlichsten in einer Gegenüberstellung mit jener der deutschen in Erscheinung. Nicht zuletzt in Bezug auf die Sprache helfen „die Deutschen“ österreichischen Protagonisten satirischer Texte „österreichischer“ zu sein, als sie ohne ihr deutsches Gegenüber je sein könnten. Johann Hüttner erläutert diesen Aspekt am Beispiel Nestroys, wie folgt.

Satire (kritische Haltung zum Leben) und Parodie (kritische Haltung zur Kunst) sind wichtige Kennzeichen von Nestroys Kunst und wurden nach seinem Tod oft mißverstanden und bestenfalls als Späße abgetan. Nicht nur die Spannung zwischen den Sprachebenen ist typisch für das Werk Nestroys, auch die Tatsache ist bemerkenswert, daß die Raisonneure (von Nestroy gespielt) mittels ihrer meisterlichen Beherrschung der Sprache jene stereotypen Typen [...] dominieren konnten, welche die Feinheiten der Sprache nicht verstanden.<sup>168</sup>

Der Aspekt des Räsonierens ist eine der wesentlichsten Kennmarken österreichischer Satire. Durch den gezielten Einsatz aneinandergereihter Pleonasmen und Tautologien entsteht ein Sprachduktus, der wesentlich zum Entstehen einer österreichischen Sprachtradition in der Satire beigetragen hat und auch heute noch als signifikant empfunden wird. Während die bundesdeutsche Sprachstereotypie ein gezieltes „auf den Punkt bringen“ fordert, das landläufig auch in diesem Genre als „Preussische Schneid“ verbucht wird, erwartet der Rezipient von Protagonisten österreichischer Herkunft ein ziellos wirkendes „Drum-herum-reden“.

Nicht nur Nestroys Schuster „Knieriem“ aus dem Stück „Lumpazivagabundus“ sinniert und philosophiert wortreich über die Zerstörung der Welt durch einen vermeintlich nahenden Kometen, auch Qualtingers „Herr Karl“ wirft eine leere Worthülse nach der anderen in Richtung Publikum, ohne dabei offensichtlich auf einen konkreten Punkt zu

---

<sup>167</sup> Vgl. Karl Kraus. <http://diepresse.com/home/meinung/diesedeutschen/1313957/Was-die-Osterreicher-und-die-Deutschen-trennt> (09.03.2016).

<sup>168</sup> Hüttner, Johann: Nestroybewältigung? Rezeption und mißverständenes Vorbild. S. 29. In: Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.

kommen. Weitere Beispiele für dieses sprachliche Idiom findet man in Ödön von Horváths „Geschichten aus dem Wienerwald“. Horváths Protagonisten, ganz egal welchem gesellschaftlichen Stand sie angehören, sei es der Rittmeister oder der Fleischhauergehilfe Havlitschek, bedienen sich einer linguistischen Melange aus einer Annäherung an ein Standarddeutsch, die pauschal unter „Schönbrunner Deutsch“ verbucht wird und bei Horváth zum vermeintlichen Vorwand bildungssprachlicher Artikulation wird. Besonders deutlich wird dies in einem kurzen Dialog zwischen Havlitschek und dem Rittmeister.

RITTMEISTER: Also das muß ich schon sagen: die gestrige Blutwurst – Kompliment! First class! [...]

HAVLITSCHKEK: Herr Rittmeister sind halt ein Kenner. Ein Gourmand. Ein Weltmann.

RITTMEISTER (zu OSKAR): Ich bin seinerzeit viel in unserer alten Monarchie herumtransferiert worden, aber ich muß schon sagen: Niveau. Niveau!<sup>169</sup>

Allesamt versuchen diese Figuren durch die gezielte Verwendung dieses sprachlichen Idioms und dem ihm immanenten Gebrauch von Fremdwörtern dem gesellschaftlichen Stand, dem sie angehören, zu entkommen. Persifliert werden dadurch das bessergestellte Bildungsbürgertum und so mancher, der sich gerne zu diesem zählen würde. Ziel dieser Figuren ist es, ihre eigentliche Herkunft durch sprachliche Drahtseilakte, denen sie in den meisten Fällen nicht gewachsen sind, anderen gegenüber zu verbergen, was nur selten gelingt. Wie es scheint, lautet die Devise dieser Protagonisten: Viel reden, ohne etwas zu sagen, und täuschen um jeden Preis.

Ein weiteres Werk, in dem man zahllose Beispiele für diesen sprachlichen Typus findet, ist Karl Kraus' Meilenstein „Die letzten Tage der Menschheit“, der bereits durch seinen Titel auf die Charakteristik seiner personifizierten sprachlichen Erscheinungsformen verweist. Repräsentativ für sprachliche Äußerungen dieser Art und Weise ist das Interview eines Journalisten mit einem alten General aus besagtem Werk.

---

<sup>169</sup> Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 14.

*Standort des Hauptquartiers. Eine Straße. Ein Journalist und ein alter General treten auf.*

DER JOURNALIST: Sind Exellenz vielleicht in der Lage, mir einige Andeutungen über die momentane Situation zu machen?

DER GENERAL (nach einigem Nachdenken): Wir gedenken – in Liebe – unserer Lieben – in der Heimat – die uns – mit Liebesgaben – bedenken – und unserer – in Treue – gedenken.<sup>170</sup>

In einer Vielzahl der Dialoge dieses Werks bestehen die Konversationspartner aus einem Österreicher und einem Deutschen, um eben den Kontrast der aufeinandertreffenden sprachlichen Welten zu verstärken. Eine der in diesem Hinblick gelungensten Szenen in Kraus Werk findet sich in der 25. Szene des ersten Akts.

*(Ein deutscher und ein österreichischer Soldat, Schulter an Schulter, treten auf.)*

WACHTMEISTER WAGENKNECHT: Da sind wir dann alle angetreten und unser Oberbombenwerfer sagte: Jungens, wenn ihr jetzt mal Lust habt, immer feste druff. [...]

SEDLATSCHEK: Tschuldige, daß ich unterbreche. Mir ist das nämlich unklar.

WAGENKNECHT: Nanu?

SEDLATSCHEK: Nämlich tschuldige – der Oberbombenwerfer, sagst du, hat's g'schafft. Aber ihr seids doch alle Bombenoberwerfer, wer hat's also g'schafft?

WAGENKNECHT. Ich verstehe deinen Zweifel nicht, ich sagte doch, pass mal besser auf – der Oberbombenwerfer.

SEDLATSCHEK: Noja, aber tschuldige – wirfst du denn nicht auch Bomben ober? Also bist du doch auch ein Oberbombenwerfer.<sup>171</sup>

Über den Umweg ausschweifender Erklärungsversuche gelingt es dem deutschen Soldaten letztlich dem Österreicher den Unterschied zwischen einem militärischen Dienstgrad und dem Akt des Herunterwerfens klar zu machen. Kraus benutzt hier gekonnt das Vehikel der Komik, um die sprachliche Diskrepanz der unterschiedlichen Landsleute zu unterstreichen. Zu bemerken ist allerdings, dass keine der beiden satirisch dargestellten Figuren dabei einen deutlich negativen Eindruck hinterlässt. Es ist eher ein Augenzwinkern, das Kraus dem Leser zuwirft, wenn er, gekonnt und ohne jemals aufdringlich zu sein, mit bereits bekannten Stereotypen spielt. Auffällig ist ebenfalls, dass Kraus die jeweiligen sprachlichen Idiome ausnotiert. Es geht demnach auch ohne Regieanweisungen klar aus dem Text hervor, welcher Soldat Deutscher und welcher Österreicher ist.

---

<sup>170</sup> Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 241.

<sup>171</sup> ebd. S. 180.

In dem Band „Das letzte Lokal“ (1981) lässt Qualtinger eine Berlinerin über ihren verstorbenen Mann erzählen, wobei sie versucht sein Wienerisch zu imitieren, was letzten Endes die satirische Darstellung eines scheiternden Assimilationsversuchs an die österreichische Sprachkultur darstellt.<sup>172</sup> Dies wäre das Gegenstück zu Kraus' vorangegangener Textstelle. Qualtinger notiert die Eigenarten dieser Sprache allerdings nicht aus, weswegen sich die eigentliche Wirkung des Textes erst durch gekonnte Rezitation entfalten kann.

## 10.2. Exkurs: Hans Weigel

Ein weiterer österreichischer Schriftsteller, der sich in seinen eigenen Texten als Satiriker deklariert, ist Hans Weigel. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Kultur- und Theaterkritiker äußerte er sich auch immer wieder zu den Arbeiten Qualtingers. Besonders häufig kommentierte Weigel jene literarischen Texte des Künstlers, die als ausgewiesene satirische publiziert wurden.

1980 veröffentlichte Weigel unter dem Titel „Ad Absurdum. Satiren, Attacken, Parodien aus drei Jahrzehnten“ eine Textsammlung bestehend aus einer Vielzahl knapper Beiträge, die überwiegend typisch österreichische Thematiken zum Inhalt haben. Im Vorwort des Bandes gibt Weigel eine Erklärung bezüglich seines Selbstverständnisses als Satiriker ab, wobei er darauf verweist, dass ihm dieses von Dritten eingeräumt wurde.

Was ein Satiriker ist, weiß ich nicht. Aber man sagt mir, ich sei einer. Seit man es mir zum ersten Mal gesagt hat (es war im Jahr 1976), bemühe ich mich bewußt, meinen Ruf als Satiriker zu rechtfertigen. [...] Was ist eine Satire? Ich weiß es wirklich nicht.<sup>173</sup>

Dieser Erklärung, die die Absicht birgt, in der Form einer Satire formuliert zu sein, folgt ein Hinweis auf Karl Kraus als Satiriker, was es Weigel in Folge nicht leicht gemacht habe, sich ebenfalls als solch einer zu verstehen. Von ihm habe er schließlich alles gelernt, so Weigel.<sup>174</sup> Der anfangs erwähnten Erläuterung sind einige Kommentare Tucholskys und Kraus' bezüglich der Beschaffenheit der Gattung Satire vorangestellt, was den Eindruck erweckt, sich mit eigenen Formulierungen zu diesem Thema in die

---

<sup>172</sup> Vgl. Qualtinger, Helmut: Das letzte Lokal. Neue Satiren. München, Wien: Rowohlt 1981. S. 57.

<sup>173</sup> Weigel, Hans: Ad absurdum. Satiren, Attacken, Parodien aus drei Jahrzehnten. Graz, Wien u.a.: Styria 1980. S. 11.

<sup>174</sup> Vgl. ebd.

Reihe der Genannten einordnen zu wollen. Die Tatsache, dass Weigel 1968 eine Karl Kraus Biographie unter dem Titel „Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht“ veröffentlichte, verweist darauf, wie sehr er im Speziellen über Karl Kraus und dessen Werk und somit auch über die grundsätzlichen Funktionen satirischen Schreibens Bescheid wusste. Niemand, so Weigel, habe Wien und Österreich ein Leben lang derart verhöhnt wie Kraus, da niemand dieses Land derart geliebt und im gleichen Maße darunter gelitten habe.<sup>175</sup> Auch dieser Biographie stellt Weigel Zitate Polgars, Kürnbergers und Lessings zur Satire voran, die auf den ersten Blick ein wenig den Anschein einer Rechtfertigung für eigene Aussagen vermitteln.

Auch zum schriftstellerischen Werk Qualtingers liefert Weigel eine Einschätzung, die vorgibt, das Geheimnis „echter Satire“ preiszugeben. Die Rückseite des Umschlages, die den Band „Österreichs goldene 50er Jahre“ ziert, ist mit einem gezielt formuliert wirkenden Zitat Weigels zur Satire versehen. Bei dem erwähnten Band handelt es sich um einen repräsentativen Querschnitt kabarettistischer Texte von Merz und Qualtinger. Über der Anmerkung „Hans Weigel in einer Liebeserklärung an eine Rubrik“ ist Folgendes zu lesen.

Konsequent und permanent werden hier die aktuellen Ereignisse satirisch durchleuchtet und auf jenem kostbaren Umweg negiert, der das Geheimnis der echten Satire ist: man nimmt den Gegner beim Wort, man vernichtet ihn mit seinen eigenen Waffen, man führt ihn, indem man ihn extrem, aber sprechend echt porträtiert, unbarmherzig ad absurdum.<sup>176</sup>

Den Gegenstand, den der Satiriker durch seine Arbeit behandelt, als ad absurdum geführt zu betrachten, ist nachvollziehbar. Die Art und Weise, wie dies Weigel zufolge geschehen soll, scheint eine gewisse Absicht zur direkten und vorsätzlich sprachlichen Gewalt in sich zu bergen, die man in den Arbeiten Weigels literarischer Vorbilder, Kraus und Nestroy, vergeblich sucht. Mit dem Vorsatz jemanden unbarmherzig mit Hilfe seiner eigenen Waffen überführen zu wollen, wird sehr schnell klar, von welcher Art der Liebe in Weigels Ehrerbietung an eine Gattung die Rede ist. Die Raffinesse, mit der das Autorenduo Merz/Qualtinger die diffizil konstruierten Pointen formulierte und so die persönlichen Nöte der Österreicher in die bipolare Form der Satire gegossen hat, tangiert Weigel mit seiner Aussage nur peripher.

---

<sup>175</sup> Vgl. Weigel, Hans: Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht. Frankfurt, Wien u.a.: Molden 1968. S. 11.

<sup>176</sup> Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Österreichs goldene 50er Jahre. Das Beste aus dem Blattl vorm Mund. München, Wien: Amalthea 1984. Buchumschlag rückseitig.

Der Anspruch an ein „sprechend echtes Portrait“ verweigert dem Satiriker die bereits zuvor diskutierte nötige Distanz zur Wirklichkeit. Darüber hinaus lässt die von Weigel attestierte Gewalt und Unbarmherzigkeit mit der Absicht zur Vernichtung, der für ihre Subtilität bekannte Gattung, keinen Raum für gezielte sprachliche Indirektheiten.<sup>177</sup> In diesem Sinne ist hier noch einmal der von Johann Sonnleitner aufgegriffene Punkt bezüglich der wesentlichsten Eigenschaft der Gattung Satire zu erwähnen. Dieser spricht über Satire als eine Form, die des Intellekts bedarf, um erfasst werden zu können, wohingegen die Absicht zur unbarmherzigen Vernichtung des Gegners an eine rein emotionale Regung mit böser Absicht erinnert, die man wohl am Ehesten im Genre „Witz“ vorfindet.<sup>178</sup> Qualtinger war, wie im folgenden Kapitel dargelegt wird, ein Meister des Aufzeigens gesellschaftlicher Missstände, wobei ihm die Absicht der bloßen Vernichtung fern lag. In seinen Texten findet das Kritik transportierende Humoristische immer Platz, das den Rezipienten sowohl unterhaltend als auch mahnend in seinem Intellekt fordert.

---

<sup>177</sup> Vgl. Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Österreichs goldene 50er Jahre. Das Beste aus dem Blattl vorm Mund. München, Wien: Amalthea 1984. Buchumschlag rückseitig.

<sup>178</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann: Hanswurst und Kasperls Verschwinden und Wiedergeburt in der Wiener Avantgarde. S. 11. In: Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.

## 11. Der Alleinherrscher

Dieses Kapitel versucht anhand der Analyse eines repräsentativ gewählten Primärtextes aus Qualtingers späterem schriftstellerischem Werk die zuvor erarbeiteten Kapitel ineinander verschmelzen zu lassen. Dabei wird der Text „Der Alleinherrscher“ (1979) auf seinen satirischen Gehalt im Sinne einer österreichischen Tradition untersucht. Im Mittelpunkt des Interesses steht der Protagonist. Der Fokus richtet sich dabei auf jene Aspekte, die zu einer satirischen Charakteristik des „Alleinherrschers“ im Kontext einer prototypischen Wiener Stereotypie beitragen. Im Hinblick auf die Konzeption dieser Figur wird versucht Parallelen zu Protagonisten in Werken aufzuzeigen, die Qualtinger als Autor wesentlich und nachhaltig beeinflusst haben.

### 11.1. Die Textsammlung

Der Text „Der Alleinherrscher“ stellt einen knapp fünfseitigen Monolog aus dem 1979 beim Verlag Langen-Müller erschienenen Band „Die rot weiß rote Rasse“ dar. Laut Arnold Klaffenböck handelt es sich hierbei um eine jener Textsammlungen, die im Hinblick auf die Werkcharakteristik dem 1973 erschienen Band „Schwarze Wiener Messe. Für Raunzer und Strizzi“ nachempfunden sein soll. Diese erste eigenständige Publikation Qualtingers dient sozusagen als Vorlage für alle in weiterer Folge verfassten Textbände, wie beispielsweise „Der Mörder und andere Leut“ (1975), „Das letzte Lokal“ (1978), „Drei Viertel ohne Takt“ (1980) oder „Über Ärzte und Patienten. Der Nächstbeste, bitte!“ (1980) und kann durchaus als literarischer Prototyp Qualtingers bezeichnet werden.<sup>179</sup>

Zu dem Band „Die rot weiß rote Rasse“ gibt es im Unterschied zu anderen Publikationen Qualtingers keinerlei Quellen, die auf eine Co-Autorenschaft hindeuten. Wie bereits vermerkt, verwies Qualtingers erste Ehefrau Leomare auf eine maßgebliche Unterstützung ihrerseits beim Verfassen der ersten Textsammlung. Zur Kurzprosasammlung „Die rot weiß rote Rasse“ liegen vereinzelt Forschungsergebnisse vor, die zum Teil aus der Analyse des schriftstellerischen

---

<sup>179</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Wien: Deuticke 2003. S. 110.



Nachlasses Qualtingers hervorgingen. Handschriftliche Notizen zu Texten aus dem Kurzprosa-Band würden, so Klaffenböck, nachträgliche Korrekturen erkennen lassen und von hastig zu Papier gebrachten Skizzen zeugen.<sup>180</sup>

In seiner 2009 verfassten Diplomarbeit versucht der Theater- Film- und Medienwissenschaftler Elias Natmessnig einzelne Protagonisten aus Qualtingers Kurzprosatexten, darunter auch der „Alleinherrscher“ und „Der Herr Karl“, in Form knapper gesellschaftspolitischer Analysen in die Tradition des Wiener Volksstückes einzugliedern. Die Textsammlung „Die rot weiß rote Rasse“ vergleicht Natmessnig aufgrund der Verschriftlichung gesellschaftlicher Betrachtungen mit Karl Kraus' Werk „Die letzten Tage der Menschheit“, wobei er Ersterem, im Gegensatz zu Qualtingers Textkonvolut, eine große thematische Klammer abspricht.<sup>181</sup> Ganz klar scheint sich Qualtinger, wie in den meisten Fällen, an seinen literarischen Vorbildern zu orientieren, was am deutlichsten anhand der Konzeption der Protagonisten hervorgeht. Im Gegensatz zu Natmessnigs Behauptung steht Qualtingers Textsammlung allerdings ganz deutlich unter der Prämisse eines in Sprache gefassten Psychogramms, das sich bereits durch den aussagekräftigen Titel eingegrenzt und klar auf die satirische Darstellung einer bestimmten Gruppe von Menschen geographisch ausgewiesener Abstammung bezieht. Diese klar dargelegte thematische Klammer ist als eine der wesentlichen Kennmarken Qualtingers Werk zu betrachten, wenn sie auch bezüglich des Umfangs, im Gegensatz zu Kraus' Werk, enger gefasst sein mag.

Der Titel der Publikation verweist demzufolge auf zweierlei Aspekte, die als die wesentlichen Charakterzüge der Texte verstanden werden können. Der Werktitel setzt sich aus zwei markanten Variablen zusammen. Zum einen ist dies „rot-weiß-rot“, wodurch die Handlungsorte der Szenen sowie die Protagonisten auf ein geographisch abgestecktes Terrain bezogen werden können. Aus den im Titel angeführten Farben geht klar Österreich als Schauplatz des Geschehens hervor. Es ist erwähnenswert, dass nicht alle Texte einen Verweis auf den genauen Handlungsort beinhalten. Oft erfolgt eine geografische Verortung nur über eine beiläufig wirkende Anmerkung einer Figur, in den seltensten Fällen ist sie den knappen Regieanweisungen am Beginn der Texte zu entnehmen. Die Qualität, die dieser Umstand hervorruft, liegt in der

---

<sup>180</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Wien: Deuticke 2003. S. 105.

<sup>181</sup> Vgl. Natmessnig, Elias: Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 111.

Charakteristik der Stereotypen und der satirischen Darstellungen, die ortsungebunden und durch das Erwecken eigener Assoziationen beim Rezipienten funktionieren. Eigenheiten oder Aussagen, die man beispielsweise als typisch Wienerisch einschätzen würde, könnten so gesehen auch in jedem anderen Ort Österreichs verortet werden. Dieser Umstand garantiert dem Titel des Bandes entsprechend, die Gesamtheit aller Österreicher zu karikieren, wobei es dem Leser in vielen Texten selbst überlassen wird, die karikierten Klischees seiner eigenen Einschätzung nach geographisch zuzuordnen.

Zum anderen wird der Titel des Bands mit dem bewusst platzierten Begriff „Rasse“ abgeschlossen. Einige Handlungsaspekte und einzelne gezielt platzierte Aussagen mancher Protagonisten schielen nach jener Konnotation, die dem Begriff durch die Verwendung der Nationalsozialisten zuteil wurde.<sup>182</sup> Qualtinger operiert gekonnt mit diesem Fakt und lässt ihn manchmal subtil, manchmal plakativ durch gekonnt gesetzte Formulierungen zu einem typischen Charakteristikum seiner Figuren werden. Obwohl das Werk politische Aspekte, auch jene aus der Zeit des „Dritten Reichs“ aufgreift, betont der Begriff „Rasse“ in erster Linie die Gesamtheit aller Eigenheiten die als stereotypisch österreichische verstanden werden. Diese Bipolarität des Werktitels hat bereits einen gewissen satirischen Gehalt inne. So verweist Qualtinger in den Texten auf die jeweiligen Eigenarten der Österreicher, die an der Oberfläche betrachtet als kauzige und schrullige, teils sogar liebenswerte Eigenbrötlerfunktionieren und gleichzeitig eine mit scharfer Kritik beladene Metaebene innehaben. An dieser Stelle sei noch einmal auf das hierauf zutreffende Zitat Alfred Polgars verwiesen, das vermerkt, dass der echte Satiriker mit einem Griff Dinge ins Lächerliche und gleichzeitig ins Ernste ziehe.<sup>183</sup>

Der Untertitel des Bandes „Neue Satiren“ verweist auf die Gattung, der der Autor seine Texte selbst zuschreibt. Komplettiert wird das äußere Erscheinungsbild der Publikation durch eine Anmerkung auf der Rückseite des Buchumschlags, die auf die Wahrnehmung Qualtingers in der Presse aufmerksam macht. Qualtinger würde

---

<sup>182</sup> Vgl.: Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. 3 Bde. Frankfurt am Main: Fischer 2010, Bd.1, S. 72.

<sup>183</sup> Vgl. Polgar, Alfred: Handbuch des Kritikers. Mit einem Nachwort von Marcel Reich-Ranicki. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1980. S. 84.

demnach als „Nestroy unserer Tage“ und als „Österreichs schlechtes Gewissen“ gehandelt werden.<sup>184</sup>

Die Länge des Textes ist für diese Kurzprosa Qualtingers durchaus repräsentativ. Nur wenige Texte dieser Schaffensperiode entsprechen diesem etwa fünfseitigen Rahmen nicht, was mit Sicherheit zum größten Teil auf Qualtingers dichtes sprachliches Konzentrat rückzuführen sein dürfte. Dieses ermöglicht diffizile Themenkomplexe, große Spannungsbögen und umfassende Stereotypiebilder innerhalb weniger Seiten gezielt auszuformulieren. Ebenfalls ausschlaggebend dafür ist, dass meist mit Regieanweisungen gespart wird, die Handlungsorte meist nur skizzenhaft oder gar nicht beschrieben werden und die für Qualtinger typischen Monologe im dramatischen Sinne eher als handlungsarm zu bezeichnen sind.

## 11.2. Ort der Handlung

Die Informationen zu dem Ort, an dem sich das Handlungsgeschehen abspielt, sind relativ spärlich gesät und ergeben sich zum Teil erst aus dem Monolog des Protagonisten. Unmittelbar zu Beginn des Textes findet sich ein Vermerk, der den Aufenthaltsort des Protagonisten beschreibt. „Ein Hausmeister (auf einem Fensterpolster, in die Gasse blickend).“<sup>185</sup> Solch knappe Skizzierungen der Handlungsspielorte sind typisch für die Kurzprosa Qualtingers und ziehen sich wie ein roter Faden durch alle Texte des Konvoluts.

Die einleitende Anmerkung des Textes „Der Alleinherrscher“ gibt allerdings keine genaue Information darüber, um welche Gasse es sich im Detail handelt beziehungsweise in welcher Stadt sie gelegen ist. Die Gasse selbst wird im Text einerseits als Ort kurzer Begegnungen geschildert, während dieser sich die ortsansässigen Menschen flüchtig grüßen und anschließend wieder von der Bildfläche verschwinden. „Man hat sich begrüßt, manchmal gelächelt, manche haben „Servas Franzl“ oder „Jö der Toni“ gsagt und dann war alles still.“<sup>186</sup>

Andererseits ist sie Schauplatz intimster, zum Teil sogar erotischer Interaktionen, die stattfinden, während sich die jeweils daran Beteiligten unbeobachtet fühlen.

---

<sup>184</sup> Vgl.: Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller: 1979. Buchumschlag rückseitig.

<sup>185</sup> ebd. S. 103.

<sup>186</sup> ebd.

[...] und wie i das Gsicht vom Herrn Vremsenecker hinter der Haubn von der Frau Vremsenecker auftauchen hab gsehn, war ich aufgeklärt. „Dank schön, gnä Herr“ hats gsagt, und die ganze Gassn hat glacht. – Man hat sich nicht genieren brauchen, und wanns dunkel gworden is, da habens nix kennt in die Haustor.<sup>187</sup>

Intensiviert wird dieses Bild zusätzlich dadurch, dass sich diese Begegnungen während der Nächte, also im vermeintlichen Schutze der Dunkelheit, zutragen. Auch Erker, Einfahrten oder Haustore bieten keinen Schutz vor den voyeuristischen Blicken des Hausmeisters, was beim Rezipienten das Gefühl einer gewissen Transparenz dieses überschaubaren Milieus vermittelt.

Das Fenster als Ort betrachtet ist jene durch den Fensterrahmen eingefasste Schneise, durch die der Protagonist auf die vor dem Haus liegende Gasse blickt. Während die einzelnen Figuren, die der Hausmeister in Erinnerungen schwelgend erwähnt, kaum etwas miteinander zu verbinden scheint, ist es die Gasse als geographische Konstante, die die Bewohner derselben zusammenhält. Das Pendant zur Gasse bildet die Wohnung des Protagonisten beziehungsweise das mehrstöckige Haus, in dem sie liegt. Ein Blick in das Innere bleibt dem Leser allerdings verwehrt. Dieser Umstand verstärkt den Eindruck der subjektiven Einseitigkeit der Sichtweise des Hausmeisters auf die Dinge. Die für die Handlung relevanten Orte im Text fungieren demnach nicht nur als reine Spielstätten, sondern trennen auch die Lebenswelten der Figuren, wobei die Größe der Lokalitäten immer metaphorisch für den geistigen Horizont der jeweiligen Figuren steht.

Erst aus dem letzten Satz des Textes geht hervor, dass sich die Gasse, in der der Protagonist beheimatet ist, in Wien befindet. Im Rahmen eines monologisierenden Protests gegen die baulichen Veränderungen, die in der Gasse vorgenommen wurden und für ihn einen gewaltsamen Eingriff in seine Komfortzone darstellen, droht er sich aus dem Fenster zu stürzen. „[...] da stürz i mi glei hinunter aufs Pflaster und mach a Loch bis in Kanal eine, weil der wird immer no derselbe sein in unserm alten Wien.“<sup>188</sup> Mit dem sprachlichen Kontext, in dem auf Wien als Standort verwiesen wird, spielt Qualtinger bereits auf die Konnotation der Stadt im Text an, wobei die Gasse des Hausmeisters als metaphorischer Mikrokosmos Wiens betrachtet werden kann.

Als satirisches Stilmittel kommen hier die Techniken der *Vergrößerung und Verkleinerung* sowie der *Reduktion* zur Anwendung. Die Anzahl der im Text

---

<sup>187</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller: 1979. S. 104.

<sup>188</sup> ebd. S. 107.

vorkommenden Figuren und Örtlichkeiten werden auf ein Minimum reduziert, wodurch sich der Fokus mit aller Schärfe vergrößernd auf den Gegenstand der Satire, den Protagonisten und sein nächstes Umfeld richten kann. Diese Einstellungsgröße erwirkt beim Rezipienten eine altbekannte und im historischen Sinne völlig richtige Assoziation, die Wien im Volksmund bis heute anhaften geblieben ist. Dabei handelt es sich um jene Überschaubarkeit, die zu der Aussage geführt hat, Wien sei ein Dorf und jeder kenne eigentlich jeden.<sup>189</sup>

Als dritter Ort wird ein Park erwähnt, der allerdings nicht näher beschrieben wird und dem somit auf den ersten Blick keine tragende Rolle für die Handlung im Text zukommt. Tatsächlich dient dieser zur indirekten Verdeutlichung des sozialen Verhaltens des Protagonisten. „Die Jungen waren überhaupt immer unfreundlich. Gassenbuben haben in den Park um die Ecken müssen [...]“<sup>190</sup>

Obwohl der Park kein Schauplatz der eigentlichen Handlung ist, dient er der räumlichen Abgrenzung zwischen den jungen und alten Bewohnern der Gasse und verweist gleichzeitig auf einen Generationenkonflikt innerhalb der Grenzen der Gasse. Geschickt wird hier der Anspruch auf eine unreflektierte Lebensweisheit und ein damit einhergehendes örtliches Vorrecht der älteren Generation, der der „Alleinherrscher“ angehört, gegenüber der Jungen dargestellt. Jene, die dieser vorherrschenden Generation nicht angehören, werden an einen Ort abseits des eigentlichen Geschehens verbannt. Dieser Anspruch an Exklusivität erfolgt durch Ausgrenzung und der gezielten Abschottung anderer, die nicht dem gewünschten Bild des Protagonisten entsprechen. Im „Herrn Karl“ wurde dieses Phänomen, im Zusammenhang mit der jubelnden Menschenmenge am Heldenplatz während Hitlers Rede zum Anschluss 1938, durch einen Satz treffend formuliert: „[...] man hat gefühlt, ma is unter sich [...]“<sup>191</sup> Qualtinger greift hiermit ein altbekanntes gesellschaftliches Problem auf, das bis heute existent ist, und kritisiert diesen Umstand indirekt durch die Aussagen seines Protagonisten. Auch Natmessnig geht in einer eher nebensächlichen Bemerkung auf diese Szene im Text ein, wobei die räumliche Metaphorik des Parks unbeachtet bleibt. Diese Interpretation basiert auf Natmessnigs Auslegung des Protagonistenkonzepts. Während schon der Titel des Textes auf die grundsätzlich autoritäre, unbelehrbare und

---

<sup>189</sup> Vgl. Mauthe, Jörg / Pflaum, Barbara: Wie ist Wien? Wien: E. Hunna Verlag 1961. S. 39.

<sup>190</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 105.

<sup>191</sup> Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Der Herr Karl. München: Langen Müller 1962. S. 19.

ignorante Charakteristik des „Alleinherrschers“ verweist, sieht er in der Figur des Hausmeisters eine eher passiv ausgeprägte Haltung den Dingen gegenüber.<sup>192</sup>

### 11.3. Konzeption des Protagonisten

Die Figur des „Alleinherrschers“ ist in Bezug auf ihre literarische Konzeption als prototypisch für Qualtingers Protagonisten in seinem schriftstellerischen Werk zu bezeichnen. Der Hausmeister ist die einzige Figur, die im Textgeschehen tatsächlich vorhanden ist. Im Laufe seines Monologes projiziert er durch fragmentarische Rekonstruktionen bestimmter Erinnerungen, in Form beiläufiger Erwähnungen, immer wieder Personen aus seiner Lebensgeschichte in die Imagination des Rezipienten. Prinzipiell ist das Konzept des Protagonisten darauf ausgelegt, durch den Leser vervollständigt zu werden. Um diesen Effekt während des Lesens zu erzielen, baut Qualtinger viele Leerstellen in den Text ein, wie beispielsweise an der spärlichen Beschreibung des Hausmeisters erkennbar wird. Nur einzelne knappe Anmerkungen verraten beispielsweise etwas über das Alter, nichts aber über das äußere Erscheinungsbild. Erst durch die Charakteristik einzelner Aussagen der Figur, die von Leser zu Leser unterschiedliche Assoziationen hervorrufen, setzt sich das Bild des Hausmeisters vor dem inneren Auge des Rezipienten im Laufe der Lektüre Stück für Stück zu einem mosaikähnlichen Gesamtbild zusammen.

Klaffenböck sieht Qualtingers schriftstellerische Erzeugnisse wesentlich von dessen schauspielerischem Werdegang geprägt, was wiederholt an Nestroys Einfluss auf den Künstler denken lässt. Auch dieser wirkte als Schriftsteller und Schauspieler zugleich.

Qualtingers Zugang zum Schreiben erfolgt über das Schauspiel. Von Anfang an durchdringen Schriftstellerei und Rollenspiel einander, die Aufgaben für das Theater und den Film liefern Qualtinger Stoff für die dramatische Umsetzung seiner Ideen. Seinen hauptsächlich für das Kabarett und Theater entstandenen Texten ist ein praktisch pragmatischer Impetus eigen, ein Zug, den der Künstler niemals ablegt. Bei Qualtinger existiert fraglos eine schriftliche Seite, die jedoch losgelöst vom restlichen Oeuvre kaum bestehen, separiert vom künstlerischen Umfeld falsch eingeschätzt und missverstanden werden könnte.<sup>193</sup>

---

<sup>192</sup> Vgl. Natmessnig, Elias: Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 110.

<sup>193</sup> Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Wien: Deuticke 2003. S. 111.

Aufgrund der ausschlaggebenden Bestandteile des Figurenkonzepts fällt es schwer, bei einem ersten Blick auf den „Alleinherrscher“ nicht sofort an die Konzeption des „Herrn Karl“ zu denken. Obwohl Qualtingers persönliches Verhältnis zu diesem populären Einakter, wie bereits erläutert, als eher negativ oder problematisch zu beschreiben ist, dürfte dieser maßgeblich Einfluss auf eine Vielzahl der Folgearbeiten genommen haben. Auch Texte wie „Robinson im Wienerwald“, „Der Verweser“ und „Der Sitzengebliebene“, die ebenfalls in dem Band „Rot weiß rote Rasse“ enthalten sind, scheinen exakt nach diesem Schema konzipiert zu sein. „Der Alleinherrscher“ monologisiert ebenso unreflektiert und nicht enden wollend dahin, wie der „Herr Karl“, bei dem Qualtinger und Merz auf ähnliche Weise mit den Informationen an den Leser bezüglich des äußeren Erscheinungsbildes der Figur äußerst sparsam umgegangen sind. Aus der ähnlichen Charakteristik dieser Konzepte geht oft das Missverständnis hervor, alle Folgearbeiten Qualtingers in Verbindung mit dem „Herrn Karl“ auslegen zu müssen. In diesem Zusammenhang dient, wie Klaffenböck feststellt, Qualtingers Gesamtwerk und vor allem sein früheres Werk für das Kabarett zum besseren Verständnis des „Alleinherrschers“. Diese Anmerkung vernachlässigt jedoch eine deutlich erkennbare Weiterentwicklung Qualtingers hin zur Schriftstellerei und somit weg vom überwiegend unterhaltenden Aspekt des Kabarett. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus auch die Situation des Kulturbetriebs der Nachkriegszeit, in der Qualtingers Kabarett-Texte entstanden sind und die sich bis zum Erscheinen der Publikation „Die rot weiß rote Rasse“ deutlich geändert hat. Hans Weigel zufolge war sich im Kabarett zu betätigen, die zur damaligen Zeit einzige Chance für einen jungen Autor.<sup>194</sup> So steht die Konzeption der Figur des „Alleinherrschers“ eher in einer vom Theater und von der Literatur geprägten Tradition, die anhand der Figurencharakteristik des Hausmeisters im folgenden Unterkapitel aufgezeigt werden soll.

Der markante Gegensatz der Konzeptionen beider Protagonisten liegt im unterschiedlichen Gegenüber. Während sich der monologisierende Hausmeister eher an den Leser wendet, spricht der Magazinier Karl zu einem unsichtbaren Gegenüber, das sich im selben Raum wie dieser befindet. Darüber hinaus steht dem „Herrn Karl“ mit dem „Alleinherrscher“ eine Figur gegenüber, die ihre gesellschaftlichen und

---

<sup>194</sup> Vgl. Weigel, Hans: In Memoriam. Graz, Wien, u.a.: Styria 1979. S. 155.

politischen Einstellungen merkbar vehementer vertritt als der opportunistische, zum Klassiker avancierte Wendehals „Karl“.

Qualtinger reduziert in beiden Fällen die Sicht der Protagonisten auf sich selbst, was eine gelingende Reflexion der Protagonisten über das Gesagte von Beginn an gänzlich ausschließt. Die *Reduktion* ist die von Qualtinger am häufigsten angewandte Technik, durch deren Einsatz er seine Protagonisten, wie am Beispiel des „Alleinherrschers“ deutlich gemacht werden wird, gekonnt im Feld der Satire platziert.

Mit der Erschaffung dieser Figur beweist Qualtinger zum wiederholten Male, wie routiniert er in seiner liebsten Disziplin - der Entlarvung des prototypischen österreichischen Kleinbürgers - operiert. Es handelt sich um einen monologisierenden männlichen Protagonisten, wie er in Qualtingers schriftstellerischem Gesamtwerk häufig anzutreffen ist. In dem Satireband „Drei Viertel ohne Takt“ (1980), der ein Jahr nach der Textsammlung „Die rot weiß rote Rasse“ erschienen ist, finden sich weitere Figuren dieser Charakteristik, wie beispielsweise „Der freundliche Herr“ oder „Der Widerstandskämpfer“.<sup>195</sup>

---

<sup>195</sup> Vgl. Qualtinger, Helmut: Drei Viertel ohne Takt. München: Langen-Müller 1980.



## 11.4. Charakteristik des Alleinherrschers

Die Charakteristik des Hausmeisters und die Konzeption des Handlungsortes greifen nahtlos ineinander. Metaphorisch gesehen steht die Gasse für den klaustrophob anmutenden geistigen Horizont des Hausmeisters, aus dem er weder ausbrechen kann noch will. Wie bereits erwähnt ist der Handlungsspielort innerhalb seiner Grenzen mit einer Reihe von Eigenschaften ausgestattet, die es ermöglichen, die Gasse als einen Mikrokosmos zu erfassen, der aufgrund seiner stereotypen Eigenheiten als Metapher für die gesamte Stadt Wien gelesen werden kann.

Eine Bemerkung des Protagonisten macht die geistigen Schranken seiner Lebenswelt deutlich. Aus dieser geht hervor, dass Qualtinger seinen Hausmeister in einem bildungsfern anmutenden Milieu platziert hat. „Wenn gar nix los war an einem Sommersonntag, haben manche die Zeitung glesen, aber das waren Außenseiter.“<sup>196</sup> Diese beiläufig wirkende Feststellung verweist auf eine gewisse Homogenität der Bewohnergruppe des Gemeindebaus, in dem auch der Hausmeister ansässig ist. Der Alltag der Bewohner wird primär von Banalitäten bestimmt. Vorrangig wird dieser durch inhaltslose Gespräche mit den Nachbarn oder schlicht mit der Observation des Straßengeschehens gestaltet, wobei Lektüre oder Bildung keine Alternative darstellt. Wer seine sonntägliche Freizeit trotzdem mit dem Lesen einer Zeitung verbringt, deklariert sich automatisch als Außenseiter.

Über das äußere Erscheinungsbild des Hausmeisters verrät der Text nichts. Lediglich der erste Satz, den Qualtinger seinen Protagonisten sprechen lässt, gibt Auskunft über sein Alter und verweist darüber hinaus auf markante Charakterzüge der Figur. „65 Jahr bin i jetzt worden und i hab von Kind auf nur einen Wunsch ghabt: Hausmeister zu werden. Die Gassn ghört mir.“<sup>197</sup>

Jetzt, da er diesen Beruf bereits Jahrzehnte lang ausübe, gehöre die Gasse ihm, so der Protagonist. Aufgrund der Dauer seiner Berufsausübung räumt er sich anderen Bewohnern gegenüber eine über die Jahre ersessene Vormachtstellung ein, die wesentlich zur satirischen Überspitzung des Charakters beiträgt und die Figur mit einer unreflektiert selbstüberschätzenden Haltung versieht. In dieser vermeintlich privilegierten Rolle sieht er sich gleichzeitig auch als Sprachrohr jener

---

<sup>196</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 104.

<sup>197</sup> ebd. S. 103.

Bewohnergruppe, die ihm wohlgesonnen ist und seine Vorstellungen und Ansichten vom Zusammenleben im Gemeindebau teilt.

Der Beruf des Hausmeisters birgt innerhalb des Kontextes eines Gemeindebaus einen gewissen, wenn auch unausgesprochenen Grad an Hierarchieanspruch. Im konkreten Fall ist auch Qualtingers Hausmeister jener, der mit dem Blick durch sein Fenster auf die Gasse alles Leben und Treiben penibel überwacht. Dieses „von oben auf die Straße herab blicken“ räumt der vermeintlichen Hierarchie zusätzlich noch eine horizontale räumliche Verbildlichung des Selbstverständnisses der Figur ein. Seine Großmutter, so der Protagonist, habe leider nur im dritten Stock gewohnt.<sup>198</sup> Dies ermöglichte zwar bereits einen erhaben wirkenden Blick von oben auf die Gasse hinunter, reichte dem Hausmeister allerdings noch nicht. Lieber würde er sich noch höher über das Geschehen und die daran beteiligten Menschen in der Gasse erheben, als ihm dies die damalige Wohnung der Großmutter ermöglichte. Dieser Wunsch gipfelt in einer satirisch aufgeladenen Situation, in der er der für ihn höchsten Instanz, nämlich Gott selbst, mit einer Überhöhung über ihn droht.

Na, wenns das abreißen, was wir ein Leben lang erarbeitet haben, und es steht dann a Hochhaus - damit hab ich ihm gedroht, dem lieben Gott, - und i bin dann Hausmeister im zwölften Stock und schau oba und i hab nix mehr zum schau'n außern Himmel [...].<sup>199</sup>

Hier setzt Qualtinger, um den Text gegen das Ende hin pointiert zuzuspitzen, ganz uncodiert den rein humoristischen Aspekt der Satire ein.

In diesem Satz, der eigentlich als der Schlüsselsatz des Textes betrachtet werden kann, summieren sich alle Eigenschaften und Charakterzüge des Hausmeisters in einer letzten Anmaßung. Es scheint, als gäbe es in der hierarchischen Skala zuletzt nur noch eine Instanz über ihm, die er zwar nicht zu stürzen vermag, sie dafür jedoch maßregelt.

Auch räumlich betrachtet, eröffnet dieser Aspekt einen weiteren Punkt. Es gelingt dem Protagonisten zwar nicht, seine Gasse als Lebenswelt vertikal auszudehnen, dafür wird in diesem vorangegangenen Gesichtspunkt ein deutliches horizontales Streben nach oben hin deutlich. Unter dieser untragbaren Last an Anmaßungen bricht das zuvor erläuterte Konstrukt des Eigenverständnisses des Hausmeisters letztendlich

---

<sup>198</sup> Vgl. Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 103.

<sup>199</sup> ebd. S. 107.

zusammen und führt die Figur in einer vorgegriffenen Pointe ad absurdum. Dies erweckt beim Leser humoristisch den Eindruck, die Fallhöhe der Figur hätte sich im dramatischen Sinne noch erhöht. Auf Grund der real wirkenden Zeichnung der Figur schafft Qualtinger einen Kontext, der auch dem Leser bekannt ist. Dadurch garantiert er dem Rezipienten die Gelegenheit zum Amüsement ganz nach dem Motto: Jeder kennt so jemanden, wie den im Text karikierten Hausmeister. Dies ist gleichzeitig eine der Qualitäten Qualtingers als Schriftsteller: Er polarisiert und lässt trotzdem genügend Freiraum, der es dem Rezipienten erlaubt, den Text mit Hilfe seiner Imagination realitätskompatibel zu vervollständigen. Es ist nicht die Vernichtung der satirisch Dargestellten wie Hans Weigel meint, die Qualtinger anstrebt, sondern das Aufzeigen der Absurdität.<sup>200</sup> Laut Qualtinger selbst bestünde die Kunst der Satire vielmehr darin, jemandem so auf den Fuß zu treten, dass er es zwar merke, aber nicht aufschreien müsse.<sup>201</sup>

Diese scheinbare Machtposition ist das Vehikel des Hausmeisters, sich über andere Bewohner, über die Kleinbürgerlichkeit und letztlich über alles zu erheben. Dies gelingt ihm allerdings in keinem Fall und bleibt somit immer bei einem karikiert dargestellten Scheitern an der Komplexität der Realität. Manifest wird dies auch im Titel des Textes, in dem der Hausmeister als „Alleinherrscher“ beschrieben wird. Allerdings ist der Gegenstand, über den er vermeintlicher Weise zu herrschen glaubt, lediglich eine einzige, unbedeutende Gasse.

Deutlich wird diese scheinbare Machtposition auch anhand der Denunziation anderer, die nicht in der vom Hausmeister beherrschten Gasse leben. „[Die Gasse] is ja a Einbahn und wenn einer verkehrt eine fahrt, schreib ma uns die Nummer auf und aner, der grad weg muß, geht zum Kommissariat.“<sup>202</sup>

Dieser Aspekt zeigt auch ein gewisses voyeuristisches Potential des Hausmeisters auf, der versucht, die eigene innere Leere seines Lebens zu kompensieren. Dabei kopiert er das Verhalten jener Erwachsenen, die er als Kind bewunderte und die offensichtlich zu seiner Sozialisation beigetragen haben.

---

<sup>200</sup> Vgl. Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Österreichs goldene 50er Jahre. Das Beste aus dem Blattl vorm Mund. München, Wien: Amalthea 1984. Buchumschlag rückseitig.

<sup>201</sup> Vgl. Qualtinger über Satire. <http://natune.net/zitate/Helmut%20Qualtinger> (17.03.2016).

<sup>202</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 106.

Wie ich sie beneidet hab, die Erwachsenen, die den ganzen Tag am Fenster glegen san und ausse gstiert haben. – Sie haben eh nur meist die anderen Gsichter vis á vis gsehn, die dasselbe gmacht haben, so leer war die Gassn damals.<sup>203</sup>

Dieses Gegenpaar, das aus dem in der Gemeindebauhierarchie hoch angesiedelten Selbstverständnis des Hausmeisters und der letztendlichen Ohnmacht in der Realität besteht, zieht die Figur ins Lächerliche und transportiert gleichzeitig Kritik an diesem Umstand. Denn von einem tatsächlichen Entscheidungsrecht des „Alleinherrschers“ wird in dem Text nichts offenbar, es bleibt bei den heimlichen Beobachtungen vom Fensterbrett aus.

Diese Charakterzüge sind eindeutige Indizien für die satirische Herangehensweise Qualtingers bei der Erschaffung seiner Figur. Nach Hodgart muss der Verfasser in seiner Lebenswelt selbst vom Gegenstand seiner Satire betroffen sein, um diesen mahnend oder humorvoll aufzeigen zu können.<sup>204</sup> Dies gelingt allerdings nur mit dem Einhalten einer gewissen Distanz zu diesen Dingen. Qualtinger skizziert zwar kein objektives Bild einer bestimmten Figur, jedoch liefert er die Persiflage einer solchen. Diese steht stellvertretend für die Summe aller Menschen, die über die satirisch dargestellten Eigenschaften verfügen.<sup>205</sup> Qualtinger schafft, ähnlich wie beim „Herrn Karl“, eine Figur die mit allen von ihm abgelehnten Eigenheiten ausgestattet ist und sorgt dafür, dass sie sich mit ihren eigenen Waffen schlägt. Der „Alleinherrscher“ verkörpert die formvollendete und prototypische Stereotypie des kleinen Mannes.

Ahnherr des „kleinen Mannes“ ist fraglos der von Adolf Bäuerle geschaffene Typus des Parapluiemachers Staberl: verraunzt, in seinem Metier selbstbewusst, in Traditionen und Konventionen verhaftet, aufs eigene Wohlergehen bedacht, ohne Ambitionen, über den wienerischen Tellerrand hinaus zu blicken. Ehrbare Wiener Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibende tauchen später in unzähligen, keineswegs immer gemütlichen Varianten bei Nestroy auf, bis dann im 20. Jahrhundert Ödön von Horváth – zum Beispiel in den *Geschichten aus dem Wiener Wald* – die abgründigen Seiten des Wiener Kleinbürgers zeigt.<sup>206</sup>

Es sind die Abgründe des kleinen Mannes, die Qualtinger mit seinem alleinherrschenden Hausmeister aufzeigt. Ein wesentlicher Aspekt hierfür ist die

---

<sup>203</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 103.

<sup>204</sup> Vgl. Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 17.

<sup>205</sup> Vgl. ebd.

<sup>206</sup> Haider-Pregler, Hilde: Der Bockerer und die Folgen. Varianten und Mutationen des „Homo viennensis“. S. 364. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

unreflektierte Bewahrung der Erinnerung und die damit einhergehenden Traditionen. Immanent ist dieser Geisteshaltung vor allem die Ablehnung jedweder Veränderung, die die gewohnte Komfort-Zone, in der sich der Protagonist Zeit seines Lebens befand, zu verändern oder zu gefährden droht. Ganz bewusst wird in diesem Sinne durch die satirische Technik der *Verkleinerung* die Lebenswelt des Protagonisten beziehungsweise das Potential derselben auf ein Minimum reduziert. „Der Alleinherrscher“ äußert dies konkret in Bezug auf die Veränderungen der Architektur in „seiner“ Gasse. Diese stellen für ihn einen gewaltsamen Eingriff in seine Lebenswelt durch Dritte dar, die sich dem anscheinenden Radius seiner Herrschaft entziehen.

Zwei Häuser habens abgrissen, weil sie den sanitären Anforderungen nicht entsprochen haben. A Blödsinn! Gstunken hats bei uns immer, das hat jeder von Kindheit auf kennt.<sup>207</sup>

Wie im ersten Satz des Hausmeisters vermerkt, wollte er bereits als Kind schon nichts anderes als Hausmeister werden.<sup>208</sup> Die Kindheit stellt im Hinblick auf die Traditionsbezogenheit des Protagonisten jene Phase der Sozialisation dar, die er bis heute nicht überwinden kann und will. Auch im Hinblick auf den Gestank verweist er auf diese Zeit, wodurch der Anschein eines von ihm ersessenen Rechts entsteht, auf das er pocht und keine Veränderung duldet, auch wenn sie zur Verbesserung seiner Lebensumstände führen würde. Architektonische Veränderungen in seinem direkten Umfeld kann er zwar nicht verhindern, jedoch wird der Versuch diese zu boykottieren deutlich.

Das haben wir ihnen in unserem Bezirk zeigt, no lang, bevor sie sich damit wichtig gmacht haben. Aber ans hab i ghört von an, der an kennt, ders a ghört hat. Die wollen, i weiß ja net wer, die Kommunisten oder die neuchen Architekten, die ganze Gassn abreißen. – Seit die aus der St. Krösus Kirchn an Gemeindebau gmacht haben, geht keiner von uns mehr in die Mess. – Es is ja eh no a Kirchn, aber es schaut aus wie der Karl Marx Hof in an Schrebergarten.<sup>209</sup>

Automatisch werden jene, die unter Verdacht stehen die baulichen Änderungen vorgenommen zu haben, zu Feindbildern erklärt. Über detaillierte Informationen bezüglich der Verantwortlichen scheint der Hausmeister allerdings nicht zu verfügen. Belege für diese Schuldzuweisungen werden weder erbracht, noch als notwendig erachtet. Der Umbau der erwähnten Kirche wird als unangenehm empfundener Eingriff

---

<sup>207</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 106.

<sup>208</sup> Vgl. ebd. S. 103.

<sup>209</sup> ebd. S. 107.

in die gewohnte Lebenswelt der Gemeindebaubewohner gewertet. Da man diesen anscheinend nicht verhindern konnte, wird die Missbilligung der Umgestaltung durch ausbleibende Besuche der neu gestalteten Einrichtung ausgedrückt. Bemerkenswert erscheint hierbei, dass der Akt der Ablehnung hier vor einem politisch determinierten Hintergrund stattfindet. Die antikommunistische Geisteshaltung des Hausmeisters kommt hier durch die Vermutung, dass Kommunisten für den ungewollten Umbau verantwortlich seien, zu Tage und wird durch einen abwertend wirkenden Vergleich des neuen Erscheinungsbildes der Kirche mit dem „Karl Marx Hof“ verdeutlicht. (Auf die politische Haltung des Protagonisten wird in einem der folgenden Unterkapitel genauer eingegangen.)

Qualtinger versieht seinen Protagonisten genau mit jenen negativen Eigenschaften, die ihn als Künstler in der Realität von seinem Umfeld ausgehend selbst betreffen. Der Unwille des „Alleinherrschers“ Änderungen in seiner Lebenswelt zu akzeptieren, liest sich in Bezug auf Qualtinger wie eine Metapher auf den österreichischen Kulturbetrieb, welcher es ihm verwehrte, seiner Rolle als Kabarettist zu entkommen, um endlich als Schriftsteller wahrgenommen zu werden. Durch die besondere Charakteristik seiner Figur verleiht er diesem Umstand zusätzlich noch eine gewisse österreichische Färbung. In diesem Fall wird die Kritik jedoch nicht subtil, sondern eher plakativ, ganz im Sinne einer satirischen Attacke, transportiert, die erstrangig nicht auf reine Unterhaltung abzielt.<sup>210</sup>

Auch Max Sahlinger schreibt dem Kleinbürger in seiner Arbeit „Helmut Qualtingers Kleinbürgerfiguren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinschaftsarbeit mit Carl Merz“ einen eindeutigen Hang zum Kulturpessimismus als Signifikanz zu, wobei er sich dabei auf die Figur des „Herrn Karl“ bezieht.

Die Angst vor gesellschaftlichen Veränderungen und ein damit in Zusammenhang stehender Konservatismus sind ebenfalls Merkmale, die den Kleinbürgern nachgesagt werden, was auch bei der Figur des Herrn Karl nicht zu übersehen ist.<sup>211</sup>

So sehr die Zuschreibung dieser Eigenschaften auf die Charakteristik des Kleinbürgers zutrifft, ist sie, wie Sahliger dies tut, nicht undifferenziert auf die Figur des „Herrn Karl“ anzuwenden, wohingegen sie eindeutig den Eigenschaften des „Alleinherrschers“ entspricht. Der „Herr Karl“ verkörpert die Stereotypie eines Wendehalses, der zu

---

<sup>210</sup> Vgl. Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969. S. 17.

<sup>211</sup> Sahliger, Max: Helmut Qualtingers Kleinbürgerfiguren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinschaftsarbeit mit Carl Merz. Wien: Diplomarbeit. Univ. Wien 2002. S. 72.

seinem eigenen Vorteil alles Vergangene, wenn auch nicht ohne einen melancholischen Unterton, zurücklässt. Der „Alleinherrscher“ hingegen pocht darauf, dass seine Umgebung unverändert bleibt und sieht in dieser ewiggestrigen Geisteshaltung auch noch sein persönliches Glück. Auch Elias Natmessnig stuft den „Alleinherrscher“ als opportunistischen Mitläufer vom Schlage des „Herrn Karls“ ein, der stellvertretend für eine willenslose Gemeindebausippe steht.<sup>212</sup> Dabei spricht eine Vielzahl von Aussagen des Protagonisten, von denen bereits einige behandelt wurden und in Folge weiter diskutiert werden, gegen diese Einschätzung. Neben eindeutigen Parallelen zu der Figur des „Herrn Karl“ trennt die beiden Protagonisten vor allem eine wesentliche Charaktereigenschaft. Während der „Herr Karl“ sein Anrecht auf Autorität anderen gegenüber schnell aufgibt, um zu gefallen und sympathisch zu wirken, verzichtet der „Alleinherrscher“ niemals darauf. Der alleinherrschende Hausmeister ist kein Opportunist, der sich beispielsweise nach anderen Bewohnern in seiner Umgebung richtet, sondern ein patriarchaler Charakter, der zu jedem Zeitpunkt auf sein Bestimmungsrecht pocht. In dem Text „Der Alleinherrscher“ findet sich keine Stelle im Monolog, an der er in irgendeinem Kontext, im Gegensatz zum Herrn Karl, von seiner Meinung abweicht oder klein beigeben würde.

Bei dem Versuch jeden Protagonisten aus Qualtingers Texten nach 1962 mit der des „Herrn Karl“ zu vergleichen, läuft man Gefahr, das eigene Potential, das jeder Protagonist selbst in sich trägt, nicht zu erkennen. Lässt man bei der Analyse nicht von dem bereits zum Zeitpunkt des Erscheinens überdimensionierten Maßstab und Gradmesser „Karl“ in allen Qualtinger-Fragen ab, wird es nie gelingen, aus diesem dadurch hermetisch abgeriegelten Interpretationsspektrum auszubrechen. In diesem Sinne folgt ein Vergleich des „Alleinherrschers“ mit einzelnen Protagonisten aus Ödön von Horváths Stück „Geschichten aus dem Wienerwald“.

---

<sup>212</sup> Vgl. Natmessnig, Elias: Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 103.

## 11.5. Der Alleinherrscher als Protagonist in der Tradition Ödön von Horváths

Auffallend häufig sind die Parallelen und Berührungspunkte zwischen Ödön von Horváth und Qualtinger im Werk beider Autoren, wie auch in der Rezeption. Nicht nur, dass Horváths Werk zur Lieblingslektüre Qualtingers zählte, er spielte auch in beiden Verfilmungen des Volkstückes „Geschichten aus dem Wienerwald“ zwei der charismatischsten Figuren des Stücks. 1961 wurde er in Erich Neubergs Verfilmung mit dem „Fleischhacker Oskar“ besetzt und unter der Regie Maximilian Schells (1979) gab Qualtinger den „Zauberkönig“. Auch Qualtingers Tätigkeiten als Rezitator zeugen von einer regelmäßigen Auseinandersetzung mit Horváths Texten. Um die Auswahl der gesprochenen Texte nachvollziehen zu können, wird an dieser Stelle noch einmal auf Maria Pioks Arbeit „Gesprochene Sprache und literarischer Text. Helmut Qualtinger liest Horváth, Soyfer, Kraus und Kuh“ verwiesen.<sup>213</sup>

Ohne Frage handelt es sich bei diesem Volksstück um das bekannteste und beliebteste Werk Horváths. Der Schriftsteller wurde von Carl Zuckmayer persönlich für den Heinrich von Kleist Literaturpreis vorgeschlagen.<sup>214</sup> Horváth, so Zuckmayer in diesem Zusammenhang, scheine ihm unter den jüngeren Dramatikern die stärkste Begabung und darüber hinaus der hellste Kopf und die prägnanteste Persönlichkeit zu sein.<sup>215</sup>

Auch diesem Stück wird nachgesagt, es sei, wie Karl Kraus' Werk „Die letzten Tage der Menschheit“ ein Sammelsurium an tatsächlich gehörten Äußerungen und somit ein Spiegel der gesellschaftspolitischen Gegebenheiten der Entstehungszeit des Stückes.<sup>216</sup> Qualtinger und Horváth avancierten beide in den 1960er Jahren zu Lieblingsautoren der kritischen Intelligenz.<sup>217</sup> Hans Weigel bezeichnete Qualtinger als größtes dramatisches Ereignis seit Horváth und Schnitzler.<sup>218</sup> Qualtinger war zwar

---

<sup>213</sup> Vgl. Piok, Maria: *Gesprochene Sprache und literarischer Text. Helmut Qualtinger liest Horváth, Soyfer, Kraus und Kuh*. Wien: Lit-Verlag 2011.

<sup>214</sup> Vgl. Natmessnig, Elias: *Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks*. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 27.

<sup>215</sup> Vgl. Kruschke, Traugott (Hg.): *Ödön von Horváth. Ein Lesebuch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 274.

<sup>216</sup> Vgl. Natmessnig, Elias: *Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks*. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009. S. 28.

<sup>217</sup> Vgl. Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): *Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald*. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 221.

<sup>218</sup> Vgl. Ehrbacher, Brigitte: *Das Qualtinger Buch*. München: Langen Müller 1986. Klappentext.



tatsächlich Österreicher, vermittelte allerdings immer ein gewisses Unbehagen in dieser Rolle, und Horváth wurde nach 1945 - obwohl er in Fiume an der Adria geboren wurde, in Budapest, Belgrad, Preßburg und Wien aufgewachsen war und einen ungarischen Pass besaß - als Landsmann einfach in Beschlag genommen.<sup>219</sup> Beide wurden in der breiten Öffentlichkeit als Nestroys der Gegenwart gehandhabt<sup>220</sup> und vielerorts ins Humoreske abgeschoben, weil dies einfacher erschien, als sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Horváth stellt in Qualtingers Leben eine literarische Konstante dar, die seine literarische Arbeit wesentlich prägte. Besonders deutlich zeichnet sich dies in den Protagonisten seiner eigenen schriftstellerischen Erzeugnisse ab.

Nirgends verleugnet Qualtinger sein Rüstzeug, und seine Texte sind vielfach – im wahrsten Sinne des Wortes – handwerklich zu nennen: Sie stehen funktional und intentional in Wechselwirkung zu autorisierten Vorbildern, erfüllen ihren Zweck und verraten erstaunlich viel von der vorherigen Beschäftigung ihres Verfassers mit den Vorlagen.<sup>221</sup>

Die Lektüre Horváths Texte hat sich demzufolge auch deutlich im Monolog „Der Alleinherrscher“ niedergeschlagen, wie sobald anhand einzelner Vergleiche zwischen Qualtingers Hausmeister und ausgewählten Protagonisten aus Horváths „Geschichten aus dem Wienerwald“ aufgezeigt werden soll. Gleich mit dem ersten Text in „Die rot weiß rote Rasse“ (1979) bekennt sich Qualtinger zu seinem Vorbild, indem er der Textsammlung einen eigens bearbeiteten und satirisch anmutenden Epilog zu „Geschichten aus dem Wienerwald“ mit dem Kommentar „Hommage pour Ödön von Horváth“ voranstellt.<sup>222</sup>

### **11.5.1. Fremdenfeindlichkeit als identitätsstiftendes Mittel**

Um Parallelen zwischen Qualtingers „Alleinherrscher“ und den Figuren Horváths aufzuzeigen, wird ein repräsentativer Vergleich mit einzelnen Protagonisten aus dem Stück „Geschichten aus dem Wienerwald“ vorgenommen. Im Mittelpunkt des Interesses der Analyse steht die satirisch dargestellte Kulturauffassung der österreichischen Kleinbürgerlichkeit, die sich weitestgehend auf eine unreflektierte

---

<sup>219</sup> Vgl. Krischke, Traugott (Hg.): Ödön von Horváth. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 269.

<sup>220</sup> Vgl. Weigel, Hans: In Memoriam. Graz, Wien, u.a.: Styria 1979. S. 95.

<sup>221</sup> Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Wien: Deuticke 2003. S. 111.

<sup>222</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 7.

Feindlichkeit gegenüber allem Fremden beruft und bei beiden Autoren als identitätsstiftendes Mittel zur Herausbildung des stereotypisch Österreichischen dient. Das maßgebliche Moment, durch das die Abgrenzung dieser Figuren zu anderen, die ihnen nicht entsprechen, erfolgt, ist die Herausbildung von Feindbildern. Diese entstehen auf Basis wertender, pauschalierter Meinungen der Protagonisten über Kultur im Allgemeinen oder schlicht durch Nationalitätenfragen, die zur Herausbildung der eigenen Identität genutzt werden. Dieses rein aus der eigenen Herkunft geschöpfte Selbstbewusstsein, mit dem „die Österreichische Kultur“ sich in beiden Texten über alles andere erhebt, hat in literarischen Werken österreichischer Provenienz eine lange satirisch gefärbte Tradition. Bei Grillparzer, um nur eines der vielen vorangegangenen Beispiele zu nennen, die zur Entstehung dieser Tradition beigetragen haben, ist es der Dienstmann Ottokar von Horneck aus dem Stück „König Ottokars Glück und Ende“, der verlautbart: „Drum ist der Österreicher froh und frank trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden, beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!“<sup>223</sup>

Horváth und Qualtinger bedienen sich derselben satirischen Mittel, indem sie ihre Figuren mit einer unreflektierten und hartnäckigen Naivität ausstatten, die sie in jeder ihrer Äußerungen rücksichtslos entlarvt. Ganz nach dem Motto Horváths, das er seinem Stück voranstellt: „Nichts gibt so sehr das Gefühl der Unendlichkeit als wie die Dummheit.“<sup>224</sup>

Horváth stellt seinem Text „Geschichten aus dem Wienerwald“ eine zeitliche und räumliche Verortung voran. Es spiele in Wien, im Wiener Wald und draußen in der Wachau und in unseren Tagen, so der Verfasser.<sup>225</sup> Uraufgeführt wurde das Volksstück am 2. November 1931, womit die zeitliche Komponente geklärt sein dürfte.<sup>226</sup> Diese Zeit, kurz vor der Machtergreifung Hitlers 1933 in Deutschland, war auch in Österreich wesentlich von Großdeutschem Gedankengut und dem bereits zuvor aufgekeimten Antisemitismus geprägt.<sup>227</sup>

---

<sup>223</sup> Michal, Alexandra: Typisch österreichisch? Eine motivationsanalytische Überprüfung nationaler Stereotypen hinsichtlich Leistungs- und Machteinstellungen in Österreich, Deutschland und Italien. Berlin, Frankfurt am Main u.a.: Lang 2007. S. 27.

<sup>224</sup> Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 6.

<sup>225</sup> Vgl. ebd.

<sup>226</sup> Vgl. ebd. S. 221.

<sup>227</sup> Vgl. Vocelka, Karl: Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. Graz, Wien u.a.: Styria 2000. S. 290.

Eine genaue Angabe bezüglich des Zeitpunktes, an dem der „Alleinherrscher“ lebt und spricht, gibt es nicht. Als Eckpunkte sind dem Text nur das Alter des Protagonisten, 65, und die Ausübung der Demokratie durch das Anbringen von Fahnen zu entnehmen.<sup>228</sup> Aus der Summe dieser Informationen ergibt sich der Anschein, dass es sich bei dem „Alleinherrscher“ um jemanden handelt, der das „Dritte Reich“ noch aktiv miterlebt hat und mit den gegenwärtigen demokratischen Umständen nicht sehr zufrieden zu sein scheint.

Als erstes Beispiel dient ein Auszug aus der sechsten Szene des zweiten Teils aus Horváths Volksstück „Geschichten aus dem Wienerwald“, die sich auf der stillen Straße im achten Bezirk zuträgt. Beteiligt daran sind Valerie, die Trafikantin, Erich, ein deutschnationaler Waffenstudent aus Kassel, sowie der Rittmeister, ein K.u.K. Offizier, der am ersten Weltkrieg teilgenommen und für Österreich gekämpft hat. Zwischen dem Waffenstudenten Erich, der sich durch das Grinsen des Rittmeisters, das ihm allerdings gar nicht galt, in seiner Ehre beleidigt fühlt und dem altgedienten Offizier kommt es zu einem Disput.

ERICH. Sie sind Österreicher? Fesch aber feig!

VALERIE. Erich!

RITTMEISTER. Was hat er gesagt?

ERICH. Ich habe gesagt, daß die Österreicher im Krieg schlaffe Kerle waren und wenn wir Preußen nicht gewesen wären –

RITTMEISTER (*fällt ihm ins Wort*). Dann hätten wir überhaupt keinen Krieg gehabt!

[...]

ERICH. Ich laß mich doch nicht beleidigen!

RITTMEISTER. Mich kann man gar nicht beleidigen! Sie nicht! [...]

Ich lass mir doch von diesem Preußen keine solchen Sachen sagen. Wo waren denn Ihre Hohenzollern, als unsere Habsburger schon römisch-deutsche Kaiser waren?!

Draußen im Wald!<sup>229</sup>

Die Figur des Rittmeisters ist die satirische Personifizierung des unreflektierten österreichischen Nationalstolzes, der immer nostalgisch nach „der guten alten Zeit“ schielt und somit in diesem Punkt völlig der Figur des „Alleinherrschers“ gleicht. Gleichzeitig ist er in dieser Charaktereigenschaft das Bollwerk gegen die bereits etablierte Deutschtümelei, die der Student Erich verkörpert. Ausschlaggebend für das angespannte Verhältnis zwischen den beiden Protagonisten sind der Unterschied und

---

<sup>228</sup> Vgl. Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 104.

<sup>229</sup> Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 61.

das damit einhergehende Selbstbewusstsein ihrer Herkunft. Ödön von Horváth bedient sich hier wie Qualtinger in seinem Text der satirischen Technik der *Reduktion* und der *Verkleinerung*. Er reduziert seine Figuren auf lediglich einen ausschlaggebenden Aspekt, in diesem Fall ausgeprägter Nationalismus, so dass die Figuren eigentlich als Metaphern für diesen Punkt im Text funktionieren. Gleichzeitig veranschaulicht dies die Größe des geistigen eng abgesteckten Horizonts der Protagonisten, mit dem sie ihr Autor ausgestattet hat. Der entscheidende Punkt liegt in der Abgrenzung dieser Figuren voneinander, wobei jeweils das eigene Nationalverständnis die einzige Legitimation zur Abwertung der anderen zu sein scheint.

Vor allem durch den letzten Satz, den der Rittmeister an Erich richtet, der auf die einstige politische Überlegenheit Österreichs gegenüber Deutschland verweist, kommt die bereits bei Qualtinger und Karl Kraus aufgezeigte „mir san mir“ Haltung zu Tage.<sup>230</sup> Diese trägt bei allen drei Autoren eine eindeutig österreichische Konnotation und zieht sich wie ein roter Faden durch die folgenden Vergleiche.

In Qualtingers Text „Der Alleinherrscher“ gibt es eine signifikante Stelle des Monologs, die exakt dieselbe Charakteristik aufweist. Auch wenn sich der Akt der Abgrenzung des Hausmeisters nicht gegen Deutsche richtet, wie es bei Qualtinger sonst so oft der Fall ist, folgt er denselben Regeln.

Der Hausmeister sinniert in seinem Monolog an einzelnen Stellen über Politik. Er meint, er hänge seit Ewigkeiten dieselbe Hausordnung im Wohnhaus auf, wobei diese Tätigkeit dieselbe Eintönigkeit besäße, die in diesem Haus und generell in Österreich schon immer geherrscht habe. Aus diesen Feststellungen resultieren weitere, die zu folgendem gesellschaftspolitischen Urteil führen.

Drum wird sich bei uns die Politik nie ändern, weil wir sind keine Chinesen und schon gar keine Neger. Obwohl die Chinesen schon eher ein Kulturvolk san. Das hab i beobachtet. – Den Neger hat man nie gsehn, vielleicht weils so dunkel is in die Wohnungen, aber der Chines is nach einer Wochn auch am Fenster glahnt und hat grinst.<sup>231</sup>

Die rassistische Geisteshaltung des Hausmeisters fußt auf seichten und pauschalierten Vorurteilen, die er selbst als persönliches Wissen über andere Kulturen

---

<sup>230</sup> Vgl. Haider-Pregler, Hilde: Der Bockerer und die Folgen. Varianten und Mutationen des „Homo viennensis“. S. 365. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

<sup>231</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 105.

deklariert. Wieder hält Qualtinger seinen Protagonisten hilflos im Rahmen seiner reduzierten geistigen Möglichkeiten gefangen, wodurch er satirisch die Lebenswelt und den Horizont des prototypischen Kleinbürgers skizziert. Anders als Horváths Rittmeister täuscht der Hausmeister allerdings ein gewisses Potential an Toleranz gegenüber „dem Chinesen“ vor. Diese entpuppt sich allerdings spätestens mit dem letzten Satz des Zitats als eindeutige Forderung des Hausmeisters nach Assimilierung. Diese stellt den Grund für die Bevorzugung des Chinesen gegenüber dem „Neger“ dar, da ersterer scheinbar dieser Forderung bedingungslos nachkommt.

In Horváths Stück erfolgt die Assimilation durch politische Anbiederung, allerdings in noch opportunistischer Form. Die Trafikantin Valerie wird hier in einem intimen Moment mit Aussicht auf die Zuneigung des deutschen Studenten Erich zum Wendehals. Die Szene spielt auf einer Lichtung, nahe der Donau, im Wiener Wald und hat Oskars und Mariannes Verlobung zum Inhalt, auf die Erich einen Toast ausspricht.<sup>232</sup>

ERICH (*hat eben mit seiner Feldflasche Bruderschaft mit OSKAR getrunken*). Mal herhören, Leute! Oskar und Marianne! Ich gestatte mir nun, aus dieser Feldflasche auf euer ganz Spezielles zu trinken! Glück und Gesundheit und viele brave deutsche Kinder. Heil!

VALERIE (*angeheitert*). Nur keine Neger! Heil!

ERICH. Verzeihen, gnädige Frau, aber über diesen Punkt vertrage ich keine frivolen Späße! Dieser Punkt ist mir heilig, Sie kennen meine Stellung zu unserem Rassenproblem.

VALERIE. Ein problematischer Mensch. – Halt! So bleibens doch da, Sie komplizierter Mann, Sie – [...]

ERICH. Wieso?

VALERIE. Ja glaubens denn, daß ich die Juden mag? Sie großes Kind.<sup>233</sup>

Die rassistische Charakteristik der Protagonisten Horváths und die des „Alleinherrschers“ tragen ähnliche Züge, wobei ihr wesentlicher Unterschied auf die Entstehungszeitpunkte der beiden Texte zurückzuführen ist. Entsprungen sind die personifizierten Kritiken am faschistischen Gedankengut der gemeinsamen Abneigung beider Autoren gegenüber demselben. Horváth, der sich eigentlich in Wien niederlassen wollte, 1938 allerdings emigrieren musste, behandelt die Zeit der Anbahnung des Faschismus in Österreich und karikiert die Stupidität des

---

<sup>232</sup> Vgl. Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 29.

<sup>233</sup> ebd.

opportunistischen Kleinbürgertums.<sup>234</sup> Qualtinger dagegen skizziert mit seinem Hausmeister einen von diesem Gedankengut bereits durchsetzten und unbelehrbaren Prototyp der Nachkriegszeit. Bei Qualtinger sind es sozusagen die Nachwehen des Nationalsozialismus, der zwar nicht so ausgeprägt wie bei Horváth zu Tage kommt, aber immer noch deutlich die Charakteristik des Hausmeisters bestimmt. Ingeborg Rabenstein-Michel sieht in dieser Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit Österreichs, die vor allem versucht mit der nationalsozialistischen Vergangenheit zu brechen, eine dauernde Konstante in Qualtingers Texten, die schon während der Zusammenarbeit mit Carl Merz beginnt.<sup>235</sup> Dies geht besonders deutlich aus politischen Aussagen hervor, die sich auf die Gegenwart der Handlung des Monologes beziehen. Hier wird relativ schnell klar, um welche Auffassung von Demokratie des „Alleinherrschers“ es sich handelt beziehungsweise woher ihre Prägung stammt. Ähnlich einer Diktatur sieht der alleinherrschende Hausmeister die Unterdrückung der eigenen Meinung zum Wohl des Kollektivs als wesentliches Moment des demokratischen Systems.

Das ist meine Auffassung von Demokratie: Pappen halten und grinsen! Alle haben immer dieselben Fahnen herausen stecken gehabt, jeden andern hätt ma derschlagen.<sup>236</sup>

Auch der Rittmeister aus „Geschichten aus dem Wienerwald“, der als ein dem aufkeimenden Nationalsozialismus gegenüber revisionistisches Gegenstück gelesen werden kann und mit einer melancholisch anmutenden Sehnsucht nach der „Guten alten Kaiserzeit“ ausgestattet ist, wird einer satirischen Darstellung unterzogen. Er lehnt ebenfalls jeden Fortschritt, der zu Ungunsten seiner eigenen sozialen Stellung passiert, entschieden ab. Horváth selbst meinte diesbezüglich, er weine dem alten Österreich-Ungarn keine Träne nach, was morsch ist, solle zusammenbrechen.<sup>237</sup> Ein Stück weit dargestellt wird dieser Zusammenbruch in der ewig gestrigen Geisteshaltung des Rittmeisters, die, angesichts der politischen Umstände im Stück, nicht in der Gegenwart zu verankern ist.

---

<sup>234</sup> Vgl. Krischke, Traugott (Hg.): Ödön von Horváth. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 283.

<sup>235</sup> Vgl. Rabenstein-Michel, Ingeborg: Es waren deutsche Brüder. Die Deutschen in den Satiren von C. Merz und H. Qualtinger. S. 103. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

<sup>236</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 104.

<sup>237</sup> Vgl. Krischke, Traugott (Hg.): Ödön von Horváth. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 269.

## 11.5.2. Sprachliche Signifikanzen

Wesentlich unterscheidet die Protagonisten die Verschriftlichung ihrer Sprache, wobei jeweils Horváths und Qualtingers Variante eine gelungene Möglichkeit der satirisch kleinbürgerlichen Sprachcharakteristik darstellen. Die dialektale Prägung der horváthschen Figuren hält sich im Vergleich zur Sprache des „Alleinherrschers“ stark in Grenzen. Bei Horváth ist es eine andere Färbung, die der Sprache einen typisch österreichischen Klang verleiht. Im Gegensatz zum „Alleinherrscher“ versuchen die Figuren aus „Geschichten aus dem Wienerwald“ ihrem sozialen Standing durch die Verwendung französischer Lehnwörter, die einen letzten sprachlichen Rest des habsburgischen Hofzeremoniells darstellen, zu entkommen, wodurch sich eine Art vorgetäuschter Bildungsjargon ergibt, der besonders an Hand der Figur des Rittmeisters zu Tage tritt.

„RITTMEISTER. Pardon! Das war jetzt ein Fauxpas! Ein Lapsus linguae [...].“<sup>238</sup> In diesem speziellen Fall unterstreicht die Art der Sprache die gesamte Charakteristik des K.u.K. treuen Offiziers.

Ein weiter sprachlicher Aspekt, der der Abgrenzung gegenüber dem deutschen Studenten Erich dient, bleibt allerdings aus. Trotz dieser aus der Verschriftlichung hervorgehenden Differenz ergibt sich eine Gemeinsamkeit beider Autoren im Hinblick auf die von der Beschaffenheit der Sprache ausgelöste Bildlichkeit, die auch in Nestroys Werken zu verorten ist. Die Sprache aller drei Autoren löst einen Schein aus, der sich, so Schmidt-Dengler, teils durch die Sprache selbst und im Fall einer Darbietung durch die Aktionen auf der Bühne entlarvt. Etabliert wird dieser Schein durch sprachliche Bilder, Metaphern und durch spezielle Redensarten der Protagonisten.<sup>239</sup>

In Horváths Text findet sich ein Beispiel für eines dieser sprachlichen Bilder, das als absolut rar zu bezeichnen ist. Es handelt sich um jenes, das in seiner metaphorischen Bedeutung für die stereotype „Wiener Gemütlichkeit“ steht und darüber hinaus einen wesentlichen Bestandteil der Mentalität des am Fensterbrett lehrenden Hausmeisters Qualtingers darstellt. In den Kontext dieser vermeintlichen Gemütlichkeit fällt der

---

<sup>238</sup> Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 61.

<sup>239</sup> Vgl. Sonnleitner, Johann (Hg.): Wendelin Schmidt-Dengler. Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1990 bis 2008. St. Pölten, Salzburg: Residenz Verlag 1995. S. 134.

Begriff des „Goldenen Wiener Herz“<sup>240</sup>. Diesem Begriff kam im Laufe der Zeit eine völlig andere Bedeutung zu, die auf einer Generationen überdauernden falschen Verwendung basiert und sich im umgangssprachlichen Wortschatz bis heute verankert hat. Ein repräsentatives und zugleich äußerst seltenes Beispiel für die korrekte Verwendung der adjektivischen Form dieses Begriffs in seiner ursprünglichen Bedeutung findet sich in einem Dialog zwischen dem Zauberkönig und seiner Tochter Marianne.

ZAUBERKÖNIG. Habe die Ehre, Herr Rittmeister! Marianne. Zum letztenmal: wo stecken meine Sockenhalter?

Marianne. Wo sie immer stecken.

ZAUBERKÖNIG. Was ist das für eine Antwort, bitt ich mir aus! Einen Ton hat dieses Ding an sich! Herzig! Zum leiblichen Vater! Wo meine Sockenhalter immer stecken, dort stecken sie nicht.<sup>241</sup>

Auf den ersten Blick scheint es anhand des Textes schwer erkennbar, dass die Betonung auf dem Wort „herzig“ liegt. In seiner allgemein bekannten Bedeutung, nämlich *lieblich*, wirkt dieses Adjektiv im Kontext der Antwort des cholerischen Vaters auf den kurz angebundenen Verweis der Tochter eigentlich unangebracht beziehungsweise unschlüssig oder deplatziert. Wider aller Erwartung handelt es sich dabei nicht um die Bedeutung, die der Wiener Herzlichkeit gleichkommt, sondern um die versprachlichte Symbolik eines auf dem Kopf stehenden Herzens, wie Wolfgang Fleischer in seinem Buch „Glanz und Gemeinheit“ im Rahmen einer historisch fundierten Miniatur etymologisch erläutert. Das Symbol des Herzens, so Fleischer, muss richtigerweise um Wienerisch zu werden, auf dem Kopf stehen und bekommt so die Form eines Gesäßes.<sup>242</sup> Demzufolge ist „herzig“ richtigerweise mit *schlecht* oder im Allgemeinen mit *minderwertig* synonym zu setzen. Das Wissen über die etymologische Herkunft dieses Begriffs erzeugt nicht nur in Hinblick auf die Beschaffenheit der Gemüter der horváthschen Protagonisten ein differenziertes Bild, sondern dient auch dem besseren Verständnis deren Sprache.

---

<sup>240</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Glanz und Gemeinheit. Wie man mit unverschämten Lügen die ganze Wahrheit über Wien berichtet. Wien: Kremayr und Scheriau 1997. S. 26.

<sup>241</sup> Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009. S. 17.

<sup>242</sup> Vgl. Fleischer, Wolfgang: Glanz und Gemeinheit. Wie man mit unverschämten Lügen die ganze Wahrheit über Wien berichtet. Wien: Kremayr und Scheriau 1997. S. 26.



Die hinter dem Begriff „Goldenes Wiener Herz“ vermutete Freundlichkeit bringt der „Alleinherrscher“ nur ihm Gleichgesinnten gegenüber auf. Dies sind beispielsweise Bewohner seiner Gasse, die er freundlich grüßt oder von denen er gerührt erzählt. Sein Verhalten gegenüber anderen, die nicht seinen festgefahrenen Vorstellungen nach agieren, entspricht dagegen eher der ursprünglichen Bedeutung des Adjektivs *herzig*. Die Klärung des Begriffs trägt so wesentlich zur Vervollständigung der Charakteristik des Protagonisten bei und lässt ihn im Sinne Qualtingers und Horváths noch ein wenig Wienerischer werden. Jene Gesellschaftskritik, die Qualtinger durch seinen Hausmeister lanciert und die sich aus dieser soeben erwähnten Eigenschaft ergibt, hat Georg Kreisler in Form eines satirischen Liedtextes zu Papier gebracht, der längst zum Zitat avanciert ist. „Wie schön wäre Wien ohne Wiener.“<sup>243</sup>

Im folgenden Teil der Arbeit richtet sich nun der Fokus auf die Sprache des „Alleinherrschers“ im Allgemeinen und in weiterer Folge im Speziellen auf die Beschaffenheit seines Dialekts.

## 11.6. Die Sprache des Protagonisten

In allen künstlerischen Genres, in denen Qualtinger tätig war, arbeitete er intensiv mit Sprache. Es erscheint also kaum verwunderlich, dass diese auch in seinen Texten eine gewichtige Rolle einnimmt. Die Slawistin Melanie Sandner verweist in ihrer Diplomarbeit, die sich der tschechischen Tradition des Wiener Kabarett im 20. Jahrhundert widmet, auf einen diesbezüglich wesentlichen Umstand.

Interessant hierbei ist, dass Qualtinger, durch seine Erziehung bedingt, also keineswegs von klein auf Dialekt gesprochen hat. Er hat ihn sich im Laufe seines Lebens angeeignet und dann zur einzigen Sprachform gewählt, in der er sich künstlerisch ausdrückte.<sup>244</sup>

Dies bedeutet, dass Qualtinger die verschiedenen Dialekte im Laufe der Zeit nicht nur erst erlernen, sondern sich ebenfalls über die Art der Verschriftlichung, auf die später noch eingegangen werden soll, Gedanken gemacht haben muss. Das Schauspiel Qualtingers, das einen wesentlichen Einfluss auf dessen schriftstellerische

---

<sup>243</sup> Georg Kreisler: Wien ohne Wiener. [http://lyrics.wikia.com/wiki/Georg\\_Kreisler:Wien\\_Ohne\\_Wiener](http://lyrics.wikia.com/wiki/Georg_Kreisler:Wien_Ohne_Wiener) (03.04.2016).

<sup>244</sup> Sandner, Melanie: Die tschechische Tradition im Wiener Kabarett des 20. Jahrhunderts. Bezüge in Leben und Werk von Fritz Grünbaum, Max Böhm, Heinz Conrads und Helmut Qualtinger. Diplomarbeit. Univ. Wien 2012. S. 75.

Erzeugnisse genommen hat, steht in einem Verhältnis zur Schriftstellerei, das sofort an einen seiner großen literarischen Ziehväter denken lässt. „[...] aus dem Schauspieler springt der Sprachkünstler, aus dem Sprachkünstler der Schauspieler heraus.“<sup>245</sup> Otto Basil sah in Johann Nestroy, über den er in einer biographischen Arbeit das Vorangegangene schrieb, die Vollendung der Verschmelzung dieser beiden Disziplinen, wobei diese Feststellung ohne Bedenken ebenso passend auf Helmut Qualtinger angewandt werden kann.

Seit Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit stattet er die meisten seiner Figuren, wie auch den „Alleinherrscher“, mit typisch österreichischen Dialekten aus. Dies geschieht oft mit der Absicht, die Figur noch authentischer werden zu lassen, um sie somit gezielt in einem bestimmten gesellschaftlichen Milieu platzieren zu können. Demnach dient auch die Sprache als wesentliches Mittel zur Abgrenzung gegenüber anderen gesellschaftlichen Schichten. „Der Alleinherrscher“ folgt sprachlich ganz dem Konzept „dem Volk aufs Maul g’schaut“, das auch mit Karl Kraus immer wieder in Verbindung gebracht wird.

Klaffenböck diagnostiziert Qualtinger eine stark ausgeprägte Affinität für die mündliche Sprache, die sich deutlich in der Figur des „Alleinherrschers“ niederschlägt. Der lamentierende Monolog des Protagonisten wirkt wie ein Sammelsurium realer gesellschaftlicher Momentaufnahmen, die sich in dieser Figur vereinen.<sup>246</sup> Dieser für Qualtinger typisch gewordene Stil lässt den Rezipienten sofort an einen der wesentlichen Einflüsse Qualtingers denken, nämlich Karl Kraus. Auf dem Einband des Werks „Die letzten Tage der Menschheit“ ist ein Kommentar des Autors zu lesen, der an die sprachliche Eigenart des von Qualtinger erschaffenen Protagonisten erinnert.

Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.<sup>247</sup>

Mit diesem sprachlichen Konzept zeichnet Qualtinger mit dem „Alleinherrscher“ eine Figur, die ganz der Tradition der österreichischen Satire entspricht. Mit der

---

<sup>245</sup> Kusenberger, Kurt (Hg.): Nestroy. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Otto Basil. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967. S. 7.

<sup>246</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: Deuticke 2003. S. 111.

<sup>247</sup> Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. Buchumschlag rückseitig.

dialektgefärbten Sprache, die der Hausmeister spricht, schafft er eine Identifikationsbasis, die es dem Rezipienten erlaubt, sich in dieser Figur auch ein Stück weit selbst wiederzufinden.<sup>248</sup> Dazu tragen natürlich auch die vom Protagonisten behandelten Themen bei, die im Falle einer unausgesprochenen Identifikation des Lesers mit dem alleinherrschenden Hausmeister zu einem gewissen Unbehagen beim Rezipienten führen können. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um den wesentlichsten aller Punkte, der Qualtingers Figur zu einer satirischen werden lässt. Auch wenn der Rezipient ein völlig anderes Bild von sich selbst hat, entlarvt er sich durch seine Empathie für den Hausmeister selbst, was zu einer, wenn auch nur im Moment, unangenehmen Veränderung des Selbstbildes durch eine gewissermaßen erzwungene Selbstreflexion erfolgt, gegen die es sich kaum zu wehren gelingt. Gewissermaßen also eine Entwaffnung des Lesers, der die durch den Hausmeister lancierte Kritik plötzlich und meist ungewollt auf sich selbst beziehen kann. Qualtingers Hausmeister bewegt sich demnach in einem sprachlichen und gesellschaftspolitischen Kontext, der auch der Leserschaft bekannt ist. Dieses Phänomen ist bei Qualtinger vor allem in Bezug auf sein Stück „Der Herr Karl“ bestens bekannt. Im Gegenzug zum „Herrn Karl“ reduziert Qualtinger die Sprache des „Alleinherrschers“ lediglich auf ein dialektgefärbtes sprachliches Idiom. Die Figur des „Herrn Karl“ spricht zwar überwiegend auch im Dialekt, versucht jedoch streckenweise mit der Verwendung verschiedenster bildungssprachlicher Ausdrücke und einer dem Standarddeutschen ähnlichen Sprache seinem gesellschaftlichen Stand zu entkommen. Sprachliche Unternehmungen wie diese findet man bei der Figur des „Alleinherrschers“ nicht. Dieser spricht durchgehend in einem Dialekt, der pauschal betrachtet als gemäßigt Wienerischer zu bezeichnen ist.

Laut Karl Riha sind es die irritierenden Umsetzungen, Deplatzierungen und Dispositionen, die Sprache zu Satire werden lassen.<sup>249</sup> Dem entspricht der „Alleinherrscher“ von Beginn des Textes an, insbesondere dann, wenn er über seine Kindheit sinniert.

---

<sup>248</sup> Vgl. Krangler, Sabine: Helmut Qualtinger oder: Die Demaskierung einer Volksseele. Eine Abhandlung des Werks Herr Karl zum politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschehen dessen Medienecho. Diplomarbeit. Univ. Wien 2006. S. 36.

<sup>249</sup> Vgl. Riha, Karl: Kritik, Satire, Parodie. Gesammelte Aufsätze. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992. S. 196.

Als Kind - mei Großmutter hat leider im dritten Stock gewohnt, bin ich ganz unruhig geworden, wens gregnet hat. - Da hab ich nicht hinausschaun dürfen und man hat gsagt: geh schön aufs Topfer!<sup>250</sup>

Diese deplatziert wirkenden Einschübe wurden, im Gegensatz zu dem Eindruck, den sie erwecken sollen, äußerst gezielt gesetzt. Sie sind es, die dem Text ein gewisses Maß an humorvoller satirischer Absurdität verleihen und ein wenig davon, was Friedrich Torberg im Zusammenhang mit Herzmanovsky-Orlando als *kauzig* und typisch für den altösterreichischen Humor bezeichnet.<sup>251</sup> Darüber hinaus stellen sie die Banalität des Alltages dar, die das Leben des „Alleinherrschers“ wesentlich bestimmt und charakterisiert.

### 11.6.1. Der Wiener Dialekt des Alleinherrschers

Qualtinger stattet seinen „Alleinherrscher“ mit einer dialektgefärbten Sprache aus, die, wie bereits erwähnt, auf den ersten Blick als „echt Wienerisch“ eingestuft werden könnte. Bei näherer Betrachtung und im Vergleich zu Beiträgen anderer Autoren ergibt sich ein konträres Bild, das der stereotypen Vorstellung bezüglich der Wienerischen Sprache widerspricht. In Hinblick auf die Sprache des „Alleinherrschers“ stellt sich die Frage: Was macht den Wiener Dialekt aus beziehungsweise gibt es ihn überhaupt?

Diese kann sogleich durch die folgenden Aussagen zweier Autoren, die sich intensiv mit Wien und dessen Dialekt befasst haben, verneint werden.

Einen Wiener Dialekt gibt es nicht. Es gibt vielmehr so viele Wiener Dialekte, als es Klassen, Stände, Berufe, Bezirke, Temperamente und Persönlichkeiten in Wien gibt. In Wien spricht man somit etwas mehr als eineinhalb Millionen verschiedene Dialekte.<sup>252</sup>

Diese Diagnose entstammt Jörg Mauthes „Wiener Knigge“, die dem Wienerischen als Sprache ein eigenes Kapitel widmet. Mauthe, der von Leopold Decloedt als „unbekannter österreichischer Poetenpolitiker“ bezeichnet wird verfasste eine Vielzahl an Texten, die sich mit Humor der stereotypen und satirischen Darstellung des „typisch Wienerischem“ widmen.<sup>253</sup>

---

<sup>250</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 103.

<sup>251</sup> Vgl. Torberg, Friedrich (Hg.): Herzmanovsky-Orlando. Das Gesamtwerk in einem Band. München: Langen-Müller 1963. S. 126.

<sup>252</sup> Mauthe, Jörg: Wiener Knigge. München, Wien: Amalthea 1975. S. 25.

<sup>253</sup> Vgl. Decloedt, Leopold R. G.: Jörg Mauthe (1924-1986). Der unbekannt österreichische Poetenpolitiker. S. 69. In: Studia Austriaca. 4 (1996), S. 69-76.

Der Germanist Markus Koth versammelt diese Publikationen in seiner Dissertation zu Mauthe unter dem Begriff „kleinere Schriften“<sup>254</sup>. Mauthe unternimmt in jeweils knapp gefassten Kapiteln den Versuch die Eigenarten „des Wieners“ und seiner Stadt zu skizzieren. Der Stil erinnert dabei oft an den eines Reiseführers. Der Autor führt den Leser so gewissermaßen als Tourist durch die verworrene Welt der Wiener Eigentümlichkeiten und bricht gleichzeitig so manch hartnäckiges Klischee. Die oft humorvollen Erläuterungen basieren zumeist auf historischen Tatsachen, die als wesentlich für die Entstehung einer Mentalitätsgeschichte betrachtet werden. Dieser Aspekt steuert den Schriften Mauthes ebenso Charaktereigenschaften anekdotischer Texte bei.

Untermauert wird Mauthes These von einem weiteren Kenner der regionalen Sprachgepflogenheiten Wiens, Peter Wehle. Auch er widerspricht der These eines stereotypen Einheitsdialektes und geht wie Mauthe, davon aus, dass jeder Wiener anders und somit wie kein Zweiter spricht. Auch wenn die Unterschiede oft nur durch kleine Abweichungen entstehen, so gibt es keine Standardisierung des Wiener Dialekts.<sup>255</sup> Nach Mauthe und Wehle handelt es sich demzufolge beim Dialekt des alleinherrschenden Hausmeisters eindeutig um einen authentischen Wiener Dialekt. Wehle betrachtet diesen darüber hinaus als eine Art rhythmische Philosophie mit Humor.<sup>256</sup> Auffallend rhythmisch ist der Dialekt des Hausmeisters nicht und auch der humoristische Aspekt findet sich nicht in der Sprache des Protagonisten selbst, sondern eher in der Summe seiner Äußerungen, die, wie bereits aufgezeigt wurde, einiges an Ironie und Absurdität beinhaltet.

Der Herr Fünzel im Rollstuhl wird auch noch manchmal in die Sonne geschoben, und die Frau Lebenberger mit der halben Gesichtslähmung scheingelt an schönen Maitagen auf die Tauben. Und immer hats a freundliches Gesicht für an jeden. Das hats auch an dem Tag ghabt, was erfahren hat, dass ihr Sohn gefallen is, weil sie war ja net dabei.<sup>257</sup>

---

<sup>254</sup> Vgl. Koth, Markus: Aber es handelt sich eben um ein phantastisches Land. Das Österreichbild in den literarischen Werken Jörg Mauthes. Ein Beitrag zur Identitätsgeschichte der Zweiten Republik. Dissertation. Univ. Wien 2008. S. 35.

<sup>255</sup> Vgl. Wehle, Peter: Sprechen Sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Heidelberg, Wien: Ueberreuter 1980. S. 15.

<sup>256</sup> Vgl. ebd. S. 7.

<sup>257</sup> Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller 1979. S. 104.

Dieses dem „Alleinherrscher“ entnommene Zitat ist für die Art der Sprache des Hausmeisters als repräsentativ zu betrachten. Die Art und Weise dieser Verschriftlichung des Dialekts weicht im gesamten Monolog nicht von der Beschaffenheit dieser Textstelle ab. Es fällt auf, dass die Sprache im Sinne eines Dialekts deutlich verkürzt ist. Beispielsweise werden Personalpronomen verkürzt beziehungsweise auf die Endung reduziert und mit dem vorhergegangenen Wort zusammengezogen. Einige Wörter werden durch umgangssprachliche Formen ersetzt, sodass beispielsweise „Sonne“ zu „Sonn“ wird. Dialektausdrücke, wie „scheangeln“ für „schielen“, sind zwar in Wien häufig anzutreffen, werden aber auch in allen Gegenden Ober- und Niederösterreichs mit derselben Selbstverständlichkeit gesprochen. Dass dieser verschriftlichte Dialekt nicht der Vorstellung eines „Ur-Wiener-Dialekts“ entspricht, liegt höchstwahrscheinlich daran, dass es keine vereinheitlichte Orthographie dieser Sprache gibt.<sup>258</sup>

Mit einem „echt Wienerischen Dialekt“ assoziiert man in den meisten Fällen wahrscheinlich eine Sprache, wie sie in H.C. Artmanns Lyrikband „Med ana schwoazzn dintn“ (1958) zu finden ist. Um den Vergleich nachvollziehbar zu machen, folgt eine knappe Probe der Verschriftlichung des Wienerischen, wie sie Artmann vorgenommen hat. „reis ausse dei heazz dei bluadex und haus s owe iwa r a bruknglanda! fomiaraus auf d fabindunxsbaun en otagring...“<sup>259</sup>

Artmanns Verschriftlichung folgt dem Anspruch alles Gehörte so authentisch als möglich zu Papier zu bringen. Er verschriftlicht jede dialektale Färbung und jeden einzelnen Laut. Im Vorwort des Gedichtbandes wird von Hans Sedlmayr allerdings auf den surrealistischen Gehalt des Inhalts und der Dialektverschriftlichung verwiesen.<sup>260</sup> Auch verwendet der „Alleinherrscher“ keine typischen Wiener Dialektausdrücke, für deren Verständlichkeit der Leser, so er selbst kein sprachlich sozialisierter „Ur-Wiener“ ist, eines der vielen Wörterbücher nach Peter Wehles Vorlage „Sprechen Sie Wienerisch“ (1980) heranziehen muss. Obwohl Artmanns Wienerisch deutlich authentischer wirkt als der Dialekt des „Alleinherrschers“, wäre es wohl kaum möglich gewesen, den monologisierenden Hausmeister mit derselben Sprache auszustatten,

---

<sup>258</sup> Vgl. Wehle, Peter: Sprechen Sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Heidelberg, Wien: Ueberreuter 1980. S. 15.

<sup>259</sup> Artmann, Hans Carl: Med ana schwoazzn dintn. Gedichta r aus bradnsee. Salzburg: Otto Müller Verlag 1958. S. 7.

<sup>260</sup> Vgl. ebd. S. 5.

die keinen sehr leserfreundlichen Charakter besitzt und der Prosa weniger dienlich als der Lyrik erscheint.

In der bei Rowohlt erschienenen Nestroy-Biographie bezeichnet Otto Basil den Dialekt Nestroys als tödliche Waffe eines satirischen Temperaments.<sup>261</sup> Bei Qualtingers Hausmeister ist dieser Aspekt nicht derart deutlich zu erkennen. Es ist nämlich nicht die Art der Sprache selbst, die zur Waffe wird, sondern die Qualität der Aussagen, die er tätigt. Was der „Alleinherrscher“ allerdings doch mit Nestroys Figuren gemein hat, liegt nicht alleine in der Beschaffenheit des Dialektes, sondern in der Art der Sprache gesamt: „[...] hier wurde von einem Scharfäugigen dem Volk aufs Maul gesehen, wengleich sehr oft nicht nach dem Mund geredet.“<sup>262</sup>

### **11.7. Wie Wienerisch ist Qualtingers Alleinherrscher?**

Qualtingers besonderes Verhältnis zu Wien ist ein Thema, das Stoff für mehrere Bände bieten würde. Genau diese Ambivalenz zu Wien, die am treffendsten mit einer Art „Hass-Liebe“ bezeichnet werden kann, fungiert in Qualtingers Werk als Katalysator und lieferte unzählige Schreibanlässe. Verarbeitet hat Qualtinger dieses Verhältnis zu Wien und seinen Einwohnern besonders deutlich in der Figur des alleinherrschenden Hausmeisters. In einem knappen Resümee sollen nun die zuvor diskutierten Einzelaspekte zu einer Charakteristik zusammengefasst werden, die aufzeigen sollen, wie Wienerisch Qualtingers „Alleinherrscher“ im stereotypen Sinn nun wirklich ist.

Sowohl die geistige als auch die territoriale Enge der Lebenswelt des Hausmeisters zeigt seine Abneigung gegenüber allem Neuen und Fremden, das zur Erweiterung seines Horizonts beitragen könnte. Dies wird besonders in seiner wertenden Kulturauffassung deutlich, die alles Alteingesessene und Wienerische über andere Ansichten stellt. Hier kommt in aller Deutlichkeit jene Geisteshaltung zu Tage, die mit dem bekannten Sager „mir san mir“ beschrieben wird.<sup>263</sup> Jene Feststellung, die Haider-

---

<sup>261</sup> Vgl. Kusenberg, Kurt (Hg.): Johann Nestroy in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Otto Basil. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967. S. 7.

<sup>262</sup> ebd.

<sup>263</sup> Vgl. Haider-Pregler, Hilde: Der Bockerer und die Folgen. Varianten und Mutationen des „Homo viennensis“. S. 365. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

Pregler in ihrem Aufsatz „Der Bockerer und die Folgen“ auf die Figur des Herrn Karl bezieht, trifft auch genau die Haltung des Hausmeisters.

So widerständig seine resolute Abneigung gegen alles [...] Deutsche auch ist, so kommt darin ebenso eine unterschwellige engstirnige Abneigung gegen alles Fremde zum Ausdruck. Ein klein wenig von dem berüchtigten „mir san mir“-Wienertum, das sich dann 1961 der hemmungslose Opportunist *Herr Karl* auf seine Fahnen schreibt [...].<sup>264</sup>

Der „Alleinherrscher“ äußert seine Abneigung zwar nicht dezidiert gegen Deutsche, jedoch wertet er andere Völker, politische Einstellungen und Kulturen gegenüber seinen eigenen unreflektierten Idealvorstellungen ab. Diese vehemente Haltung des „Alleinherrschers“ trägt wesentlich zum satirischen Gehalt der Figur bei. Der Hausmeister beschwert sich zwar über alles, was ihm nicht entspricht, und pocht auf „die gute alte Zeit“ und „das alte Wien“, ist allerdings nicht im Stande zu ermessen, dass auch die von ihm unerwünschten Dinge und Umstände Wien zu dem machen, was es ist. Die letzte Konsequenz, nämlich Wien aufgrund der Vielzahl an Unannehmlichkeiten, die ihn stören, zu verlassen, zieht er nicht. Ganz nach dem in unzähligen Variationen formulierten Motto: „Man kann es in Wien nicht mehr aushalten, aber wo anders auch nicht.“<sup>265</sup> In dieser Form der Formulierung wird das Zitat übrigens Helmut Qualtinger selbst zugeschrieben. Kein Wunder also, dass er seinen Protagonisten mit dieser verhängnisvollen Attitüde ausstattet.

Die vom Autor gewollte und in typisch satirischer Manier dargestellte Absurdität entsteht aus der Unwissenheit des Protagonisten. Dieser ist sich nicht über die unzähligen Kultureinflüsse anderer Länder bewusst, die „die Wiener Kultur“ erst zu dem machten, was sie heute ist. Diese Kulturkonstellation sieht der österreichische Nestroy-Forscher Otto Rommel als ethnische und sprachliche Voraussetzung für die Entstehung jenes Wiener Dialekts, den der „Alleinherrscher“ spricht.

Die [Wiener] Bevölkerung bildete noch ein organisches Ganzes. Im Kern deutsch, bayrisch-österreichischen Stammes, ergänzt sie sich nicht nur aus den alpendeutschen und sudetendeutschen Ländern, sondern auch aus den slawischen, magyrischen, italienischen Gebietsteilen der vielsprachigen Monarchie [...].<sup>266</sup>

---

<sup>264</sup> Haider-Pregler, Hilde: Der Bockerer und die Folgen. Varianten und Mutationen des „Homo viennensis“. S. 365. In: Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

<sup>265</sup> Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011. S. 9.

<sup>266</sup> Kusenberger, Kurt (Hg.): Johann Nestroy in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Otto Basil. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967. S. 7.



Auf den Punkt bringt dies ein altes Wiener Sprichwort, das sich in diesem Fall auf die tschechischen Wurzeln unzähliger „echter Wiener“ bezieht. „Drei Wiener gibt’s nicht. Es ist immer ein Böhm’ dabei.“<sup>267</sup> Ergänzt oder erweitert wurde dies bis heute immer wieder durch den Wiener Volksmund, der meint, jeder anständige Wiener hätte eine böhmische Großmutter, was sich in vielen Fällen in den Nachnamen vieler Wiener Familien widerspiegelt, die tschechischen Ursprungs sind.

Dieser Punkt wirft eine weitere Frage auf. Ein gesellschaftliches Klischee spricht in Zusammenhang mit Wien von einer gewissen Gemütlichkeit, die man nur in dieser Stadt vorfindet. (Darauf wurde bereits zuvor in einem ausführlichen Vergleich mit den Protagonisten Horváths verwiesen, in dem die etymologische Herkunft des Begriffs *herzig* geklärt werden konnte.) Jörg Mauthe spricht den Wienern diese allerdings vehement ab und meint, der Wiener sei überhaupt nicht gemütlich, sogar eher ungemütlich.<sup>268</sup> Der Hausmeister ist tatsächlich ungemütlich. Er „raunzt“, beschwert sich, ist in seiner Rolle als „Alleinherrscher“ äußerst bestimmend und autoritär und darüber hinaus ein Verweigerer in allen Dingen, was besonders anhand seines ausgeprägten Kulturpessimismus deutlich wird. Gemütlich ist er nur in Dingen, die ihn selbst betreffen, die zu seinem Vorteil dienen und die ihn in einen nostalgisch sentimental Zustand der Träumerei versetzen.

Ein weiterer Gradmesser für die Einschätzung der Figur des Hausmeisters stammt von Hans Weigel. Gewählt wurde sie aufgrund der Nähe Weigels zu Qualtinger, für den er das Vorwort für den Band „Blattl vor’m Mund“ verfasst hat.

Der Wiener ist seit jeher ein routinierter Neinsager, aber seine Negation liebt die Umwege. Er kämpft gegen Feinde und Gegner, aber nicht in der direkten Attacke des tierischen Ernsts, er umgeht ihre Front und trifft sie an den verwundbaren Stellen, indem er seinen Waffen die Spitzen abbricht und sie durch Pointen ersetzt.<sup>269</sup>

Weigel bezieht sich in seiner Feststellung besonders auf die Beschaffenheit der Wienerischen Sprache. Wie bereits erläutert, ist Qualtingers Hausmeister ebenfalls ein routinierter Neinsager, der alles verweigert, was ihm nicht mit seiner Lebensauffassung kompatibel erscheint. Gezielt platzierte Pointen sind seinem Monolog allerdings keine zu entnehmen. Sprachkunst im Sinne einer sprachlich feinen Klinge, die ihren wahren Inhalt erst auf den zweiten Blick verrät, bleibt aus. Die

---

<sup>267</sup> Brigitte, Sinhuber-Erbacher (Hg.): Heiteres Österreich. München, Wien: Amalthea 1982. S. 7.

<sup>268</sup> Vgl. Wickenburg, Erik G.: Wiener Köstlichkeiten. Lesebuch einer Stadt. München, Wien: Amalthea 1974. S. 128.

<sup>269</sup> Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Blattl vorm Mund. München: Langen Müller 1959. S. 7.

Sprache des Hausmeisters ist stattdessen unverblümt direkt und wirkt seinem tatsächlichen sozialen Stand gemäß völlig authentisch. Das Wienerische kommt eher in seinen Aussagen zu Tage, die die Mentalität des Protagonisten für den Leser offenlegen. Dem allgemein bekannten sprachlichen Klischee eines unverkennbaren Wiener Dialekts, wie man ihn beispielsweise in Artmanns Gedichten findet, entspricht der „Alleinherrscher“ auf den ersten Blick nicht. Obwohl Qualtinger dieses sprachliche Klischee nicht bis zur Gänze ausreizt, trifft die Bezeichnung „Wienerisch“ auf den Dialekt des „Alleinherrschers“, wie bereits von Jörg Mauthe und Peter Wehle erläutert, aufgrund seines Facettenreichtums trotzdem zu.

Der alleinherrschende Hausmeister ist demnach, vor allem seiner Mentalität nach, eine der Stereotypie des „echten Wieners“ entsprechende Figur. Demnach hätte wahrscheinlich die einleitende Frage nicht „Wie Wienerisch ist der Alleinherrscher?“ heißen müssen, sondern viel eher „Wie gelungen ist Qualtingers satirische Darstellung des Wieners durch den Alleinherrscher?“. Die Antwort auf diese Frage findet man in einer Stellungnahme Hans Weigels: „Ein kleiner Mann wird da satirisch entworfen und preisgegeben; die Fülle der Vorbilder österreichischer Selbstkritik wird nach Johann Nestroy, Karl Kraus, Ödön von Horváth und vielen anderen durch ein weiteres Exemplar säkularer Bitterkeit ergänzt.“<sup>270</sup>

---

<sup>270</sup> Erbacher, Brigitte (Hg.): Das Qualtinger Buch. München, Wien: Langen Müller 1986. S. 333.

## 12. Resümee

Im Gegensatz zu den bisher verfassten Arbeiten zu Helmut Qualtinger beleuchtet diese hier vorliegende den Künstler von einer, im Sinne der öffentlichen Wahrnehmung seiner Person und im Kontext des bisherigen Forschungsstandes, als unkonventionell zu bezeichnenden Perspektive. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht Qualtingers schriftstellerisches Werk und sein diesbezüglich künstlerisches Selbstverständnis. Der Primärtext „Der Alleinherrscher“ aus dem späteren schriftstellerischen Werk Qualtingers wurde zwar unter der Berücksichtigung offensichtlicher Parallelen zu dem Stück „Der Herr Karl“, jedoch nahezu losgelöst vom bisher angewandten Interpretationskontext, auf seinen satirischen Gehalt untersucht. Im Gegensatz zu den Untersuchungen dieser Arbeit diente der bereits zu Lebzeiten Qualtingers überstilisierte „Herr Karl“ in den vorangegangenen Analysen als absolut betrachteter Gradmesser für die Auslegung aller Folgearbeiten, was dazu führte, dass deren eigene Qualitäten von der Popularität des ewigen und einzigen Qualtinger Stücks restlos überschattet wurden. Aus der Analyse des Textes geht hervor, dass Qualtinger in seinem Text ein ausgewähltes Ensemble satirischer Techniken zur Darstellung seines Protagonisten anwendet, durch deren Einsatz er seinen Hausmeister gekonnt in der österreichischen Tradition dieser Gattung zwischen Karl Kraus, Johann Nestroy und Ödön von Horváth ansiedelt.

Die Forschungsergebnisse skizzieren ein künstlerisches Selbstverständnis, das dem bisherigen Bild Qualtingers in der öffentlichen Wahrnehmung widerspricht. Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der bisher publizierten Porträts des Künstlers, deren gemeinsamer Fokus sich nahezu ausnahmslos auf die kabarettistische und schauspielerischen Leistungen des Künstlers richtet, verweist die hier vorliegende Arbeit auf Qualtingers intensive Beziehung zum geschriebenen Wort. Die Forschungsergebnisse zeigen verschiedene Lebensstationen, die unterbrochen durch künstlerische Betätigungen in verschiedenen anderen Genres letzten Endes alle auf ein Ziel zusteuern: Dem Wunsch, Schriftsteller zu werden.

Qualtingers Künstlerbiographie unterliegt einem fortlaufenden Wandel vom Interpreteten hin zum Schaffenden, der sich am deutlichsten anhand einer chronologischen Betrachtung seiner beruflichen Betätigungsfelder und künstlerischen Arbeiten rekonstruieren lässt. Dabei stellt die Schriftstellerei eine wesentliche Konstante in

Qualtingers Leben dar, die sich zu Beginn zu intensivieren scheint, in den Folgejahren aber doch nur intermittierend fortgesetzt wird. Die langjährig betriebene Schriftstellerei bringt eine eindeutig erkennbare Weiterentwicklung im künstlerischen Sinne mit sich, die verstärkt ab 1973 wahrnehmbar wird. Mit dem Erscheinen seiner ersten Textsammlung „Schwarze Wiener Messe“ (1973), die ausschließlich ihn als Verfasser anführt, emanzipiert sich Qualtinger in der Öffentlichkeit des damaligen Kulturbetriebs vom Co-Autor zum eigenständigen Schriftsteller. Die tatsächlichen Umstände, unter denen seine Texte entstehen, entsprechen allerdings weitestgehend nicht diesem Eindruck. Nach Carl Merz sind es andere Personen aus Qualtingers Umfeld, wie beispielsweise seine damalige Ehefrau Leomare, die ihn beim Verfassen der Texte unterstützen. Diesbezügliche Verweise in den Textbänden sucht man allerdings vergeblich. Den Tod seines Partners Carl Merz im Jahr 1979 sieht Klaffenböck als Zäsur in Qualtingers Werk, die das Ende umfangreicherer schriftstellerischer Arbeiten einläutet.<sup>271</sup> Gegen diese These spricht ein Publikationskonvolut, das mit der ersten Veröffentlichung im Jahr 1973 beginnt und der acht weitere Bände folgen, die Qualtinger, zumindest dem Autorenverweis nach, als eigenständigen Verfasser ausweisen. Dabei handelt es sich um jene Kurzprosabände, denen bisher in der Qualtinger-Forschung am wenigsten Aufmerksamkeit zuteil wurde.

Routiniert wird Qualtinger im Abfassen seiner Texte wider dem Eindruck, den der Leser erhält, nie. Die Verschriftlichung eigener Gedanken bereitet ihm große Mühe, wie aus den Manuskripten einzelner Texte aus dem Nachlass hervorgeht. Darüber hinaus benötigt er immer jemanden, der ihn zur Arbeit ermutigt und seinen Mangel an Arbeitsmoral kompensiert. Seinem eigenen Ermessen nach hat er seinen innigsten Wunsch, ein anerkannter Schriftsteller zu sein, nie erreicht. Im geschriebenen Wort sah er vielmehr, ganz im Sinne Rilkes („Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.“), eine Barriere, die es ihm nicht erlaubte, das Gedachte in einer befriedigenden Form zu Papier bringen zu können.<sup>272</sup> Aus der ständigen Unzufriedenheit mit den eigenen schriftstellerischen Arbeiten geht ein lähmender Perfektionismus hervor, der ganz im Widerspruch zu seiner mangelhaften Arbeitsmoral zu stehen scheint.

---

<sup>271</sup> Vgl. Klaffenböck, Arnold: Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Verlag Edition Praesens 2003. S. 233.

<sup>272</sup> Vgl. Rilke. Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort. <http://rainer-maria-rilke.de/020088fuerchtemichso.html> (11.04.2016).

Während der Schwerpunkt der bisherigen Forschung in nahezu allen Fällen auf jener Zeit liegt, in der Qualtinger seine größten Erfolge feiern konnte, wird die wahrscheinlich wichtigste Zeit für sein künstlerisches Leben über weite Strecken hinweg vernachlässigt. Es waren die Jugendjahre und die zu dieser Zeit erfolgte Literarisierung, auf die mit größter Wahrscheinlichkeit die überwiegende Mehrzahl aller künstlerischen Werke zurückzuführen ist, die er in seinem späteren Leben hervorgebracht hat. Dass diese These bisher noch nicht verfolgt wurde, liegt mit Sicherheit daran, dass der Einfluss der Literaturaffinität auf Qualtingers Biographie bis dato weitestgehend unterschätzt worden ist. Während die Auswahl der literarischen Werke zu Beginn noch eher zufällig und ungeordnet wirkt, beginnt sich langsam aber deutlich ein Anforderungsprofil des Rezipienten an seine Lektüre herauszubilden, die diese in eine ganz bestimmte Richtung vorantreibt. Ganz im Zeichen seiner bereits früh ausgereiften nonkonformistischen Oppositionshaltung, sind es vorrangig jene Autoren, über die während der Zeit des nationalsozialistischen Regimes, ein Publikationsverbot verhängt wurde. Umso unvermuteter bleibt es in diesem Zusammenhang, dass es gerade Heimito von Doderer war, der Qualtinger an Karl Kraus' Werk heranführte. Konkret festzumachende Einflüsse Doderers auf Qualtingers literarischen Stil sind nicht auszumachen, wohingegen Doderer eine wesentliche Rolle als literarischer Berater einnahm, indem sich Qualtinger mit ihm bis zu seinem Tod im Jahre 1966 regelmäßig und intensiv über sein Werk austauschte. Da diese Arbeit sich in erster Linie Schriftstellern widmet, deren Einfluss im späteren Werk Qualtingers wahrnehmbar sind, wurde dem literarischen Verhältnis zwischen Qualtinger und Doderer kein eigenes Kapitel gewidmet. Während des Verfassens der Arbeit zeigte sich jedoch, dass dieses Verhältnis einer gesonderten Untersuchung bedürfte. Aus der Phase der literarischen Sozialisation gingen zwei Autoren hervor, die Qualtinger lebenslang begleiteten und in seinem künstlerischen Schaffen wesentlich stärker beeinflussten als jeder andere, ja sogar stärker als jene, mit denen er tatsächlich zusammenarbeitete: Johann Nestroy und Karl Kraus.

Aus der Lektüre Nestroys und Kraus' schöpfte er seine Inspirationen und formte sie zu Ideen aus. Die Konzeptionen der Figuren seiner eigenen Texte tragen deutlich die Zeichen intensiver Auseinandersetzungen mit den Werken beider literarischer Ziehväter. Vor allem in der Beschaffenheit der Sprache, mit denen er seine Figuren ausstattet, zeigt er sich von seiner besten Seite als „Krausianer“. Selbstverständlich nimmt auch die so intensiv betriebene Schauspielerei deutlichen Einfluss auf die

schriftstellerische Arbeit, was bei näherer Betrachtung des Figurenkonzepts des „Alleinherrschers“ deutlich wird.

Durch die absolute *Reduktion* einer Figur auf sich selbst und ihre klaustrophob anmutende Lebenswelt, schafft Qualtinger mit diesem Hausmeister eine Figur, die wesentlich zur satirischen Stereotypiebildung des Wieners beiträgt. Mit diesem Text beweist Qualtinger, dass er sich seit dem „Herrn Karl“ als Schriftsteller merklich weiterentwickelt hat, ohne seine charakteristische Handschrift aufzugeben zu haben. Gleichzeitig verweist er mit diesem Protagonisten, im Sinne Jörg Mauthes, auf die Widersprüchlichkeiten der unzähligen Wien-Klischees, indem sie sein alleinherrschender Hausmeister auf den ersten Blick hin erfüllt, um sie anschließend auf subtile Art und Weise gleich wieder zu brechen.<sup>273</sup>

Neben Karl Kraus und Nestroy ist es vor allem Ödön von Horváths Arbeit, an die diese Figur erinnern lässt. Qualtinger hat seine literarischen Lehrjahre mit Bravur gemeistert und zeigt mit seinem „Alleinherrscher“, dass er auch Jahre später imstande ist literarische Einflüsse geschmackvoll und unpräzise in sein eigenes Schaffen einfließen zu lassen. Ganz im Sinne aller bisher genannten Autoren sind es vorrangig Themen wie das menschliche Sein, das Schicksal und die Welt, die Qualtinger im Sinne einer ganzheitlichen Tradition der Satire in seinem Monolog „Der Alleinherrscher“ behandelt.<sup>274</sup>

---

<sup>273</sup> Vgl. Mauthe, Jörg: Wien. Spaziergang durch eine Stadt. Salzburg: Residenz Verlag 1975. S. 6.

<sup>274</sup> Vgl. Weigel, Hans: Nestroy. Velber bei Hannover: Friedrich Verlag 1967. (Friedrichs Dramatiker des Welttheaters. Bd. 27). S. 89.

### 13. Bibliographie Qualtingers

- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Blattl vor'm Mund. München: Langen-Müller 1959.
- Bronner, Gerhard / Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Glasl vor'm Aug. München Langen-Müller 1960.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Blattl vor'm Mund. Bd. 2. München: Langen-Müller 1961.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Der Herr Karl. Langen-Müller 1962.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Alles Gerettet. München, Wien: Langen-Müller 1963.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Der Herr Karl und weiteres Heiteres. Reinbek: Rowohlt 1964.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: An der lauen Donau. München: Langen Müller 1965.
- Erbacher, Brigitte (Hg.): Qualtingers beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl. München: Langen-Müller 1973.
- Qualtinger, Helmut: Schwarze Wiener Messe. Wien: Kremayr und Scheriau 1973.
- Qualtinger, Helmut: Der Mörder und andere Leut'. München: Langen-Müller 1975.
- Qualtinger, Helmut: Im Prater blühen wieder die Bäume. Berlin: Volk und Welt 1977.
- Qualtinger, Helmut: Das letzte Lokal. München: Langen-Müller 1978.
- Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München: Langen-Müller 1979.
- Qualtinger, Helmut: Über Ärzte und Patienten. Frankfurt am Main, Luzern: Edition Baumann im Bucher Verlag 1980.
- Qualtinger, Helmut /Qualtinger Leomare: Kommen Sie nach Wien, Sie werden schon sehen. Salzburg: Das Bergland-Buch 1980.
- Qualtinger, Helmut: Drei Viertel ohne Takt. München: Langen-Müller 1980.
- Qualtinger, Helmut: Halbwelttheater. München: Langen-Müller 1982.
- Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Österreichs goldene 50er Jahre. München: Amalthea 1984.

Hubmann, Franz / Qualtinger, Helmut: Der Wiener Prater oder Die schönsten Illusionen der Gegenwart. Wien: Brandstätter 1986.

Ehrbacher, Brigitte (Hg.): Das Qualtinger Buch. München: Langen-Müller 1986.



## 14. Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

Artmann, Hans Carl: Med ana schwoazzn dintn. Gedichta r aus bradnsee. Salzburg: Otto Müller Verlag 1958.

Kastberger, Klaus / Streitler, Nicole (Hg.): Ödön von Horváth. Geschichten aus dem Wienerwald. Volksstück. Stuttgart: Reclam 2009.

Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1986.

Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Blattl vorm Mund. München: Langen Müller 1959.

Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Der Herr Karl. München: Langen Müller 1962.

Merz, Carl / Qualtinger, Helmut: Österreichs goldene 50er Jahre. Das Beste aus dem Blattl vorm Mund. München, Wien: Amalthea 1984.

Polgar, Alfred: Handbuch des Kritikers. Mit einem Nachwort von Marcel Reich-Ranicki. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1980.

Qualtinger, Helmut: Das letzte Lokal. Neue Satiren. München, Wien: Rowohlt 1981.

Qualtinger, Helmut: Die rot weiß rote Rasse. München, Wien: Langen Müller: 1979.

## **Sekundärliteratur**

Arntzen, Helmut: Satire in der deutschen Literatur. Geschichte und Theorie. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989.

Benay, Jeanne (Hg.): Österreichische Satire (1933-2000). Exil-Remigration-Assimilation. Bern: Lang 2003.

Benay, Jeanne / Stieg, Gerald (Hg.): Österreich (1945-2000). Das Land der Satire. Bern, Wien: Lang 2002.

Biron, Georg / Kehlmann, Michael: Der Qualtinger. Ein Porträt. St. Andrä-Wördern: Hannibal Verlag 1995.

Biron, Georg: Quasi Herr Karl. Helmut Qualtinger. Kultfigur aus Wien. Wien: Braumüller 2011.

Bortenschlager, Wilhelm: Deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts. Wels, Wien u.a.: Verlag Leitner 1975.

Brigitte, Sinhuber-Erbacher (Hg.): Heiteres Österreich. München, Wien: Amalthea 1982.

Bronner, Gerhard: Meine Jahre mit Qualtinger. Anekdoten, Texte und Erinnerungen. Wien: Amalthea 2003.

Dachs, Robert: Oskar Werner. Ein Nachklang. Wien: Kremayr und Scheriau 2004.

Decloedt, Leopold R. G.: Jörg Mauthe (1924-1986). Der unbekannt österreichische Poetenpolitiker. *Studia Austriaca*. 4 (1996), S. 69-76.

Erbacher, Brigitte (Hg.): Qualtingers beste Satiren. Vom Travnicek zum Herrn Karl. Mit Texten von Gerhard Bronner, Carl Merz und Helmut Qualtinger. München, Wien: Langen Müller 1973.

Erbacher, Brigitte: Das Qualtinger Buch. München, Wien: Langen Müller: 1986.

Fleischer, Wolfgang: Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien: Kremayr und Scheriau 1996.

Fleischer, Wolfgang: Glanz und Gemeinheit. Wie man mit unverschämten Lügen die ganze Wahrheit über Wien berichtet. Wien: Kremayr und Scheriau 1997.

Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. 3 Bde. Frankfurt am Main: Fischer 2010.

Hodgart, Matthew: Die Satire. München: Kindler 1969.

Horowitz, Michael / Dichand, Hans (Hg.): Begegnungen mit Heimito von Doderer. Wien: Amalthea 1983.

Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996.

Kainz, Sabrina: Satire – Einstiegshilfe oder Fluchtmittel? Der Einfluss von Polit-Satire auf das politische Interesse Jugendlicher am Beispiel der ORF-Satire Willkommen Österreich. Diplomarbeit. Univ. Wien 2014.

Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: 2003.

Klaffenböck, Arnold: Helmut Qualtinger. Textanalytische Untersuchungen zum schriftstellerischen Werk von 1945 bis 1970. Wien: Verlag Edition Praesens 2003.

Kleindel, Walter: Das Grosse Buch der Österreicher. 4500 Personendarstellungen in Wort und Bild. Wien: Kremayr und Scheriau 1987.

Klötzer, Sylvia: Satire und Macht. Film, Zeitung, Kabarett in der DDR. Köln: Böhlau 2006.

Koth, Markus: Aber es handelt sich eben um ein phantastisches Land. Das Österreichbild in den literarischen Werken Jörg Mauthes. Ein Beitrag zur Identitätsgeschichte der Zweiten Republik. Dissertation. Univ. Wien 2008.

Krangler, Sabine: Helmut Qualtinger oder: Die Demaskierung einer Volksseele. Eine Abhandlung des Werks Herr Karl zum politischen und gesellschaftlichen Zeitgeschehen dessen Medienecho. Diplomarbeit. Univ. Wien 2006.

Krenn, Günter (Hg.): Helmut Qualtinger. Die Arbeiten für Film und Fernsehen. Wien: Filmarchiv Austria 2003.

Krischke, Traugott (Hg.): Ödön von Horváth. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

Kudrnofsky, Wolfgang: Vom Dritten Reich zum Dritten Mann. Helmut Qualtingers Welt der vierziger Jahre. Wien: Molden 1973.

Kusenbergl, Kurt (Hg.): Nestroy in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Otto Basil. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967.

Mauthe, Jörg / Pflaum, Barbara: Wie ist Wien? Wien: E. Hunna Verlag 1961.

Mauthe, Jörg: Wiener Knigge. München, Wien: Amalthea 1975.

Mauthe, Jörg: Wien. Spaziergang durch eine Stadt. Salzburg: Residenz Verlag 1975.

Michal, Alexandra: Typisch österreichisch? Eine motivationsanalytische Überprüfung nationaler Stereotypen hinsichtlich Leistungs- und Machteinstellungen in Österreich, Deutschland und Italien. Berlin, Frankfurt am Main u.a.: Lang 2007.

Natmessnig, Elias: Die Figuren des Helmut Qualtinger in der Tradition des Wiener Volksstücks. Diplomarbeit. Univ. Wien 2009.

Piok, Maria: Gesprochene Sprache und literarischer Text. Helmut Qualtinger liest Horváth, Soyfer, Kraus und Kuh. Wien: Lit-Verlag 2011.

Riha, Karl: Kritik, Satire, Parodie. Gesammelte Aufsätze. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.

Sahliger, Max: Helmut Qualtingers Kleinbürgerfiguren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinschaftsarbeit mit Carl Merz. Wien: Diplomarbeit. Univ. Wien 2002.

Sandner, Melanie: Die tschechische Tradition im Wiener Kabarett des 20. Jahrhunderts. Bezüge in Leben und Werk von Fritz Grünbaum, Max Böhm, Heinz Conrads und Helmut Qualtinger. Diplomarbeit. Univ. Wien 2012.

Scheichl, Sigurd Paul: Von Qualtinger bis Bernhard. Satire und Satiriker in Österreich seit 1945. Innsbruck, Wien: Studien Verlag 1998.

Schmidt Dengler, Wendelin: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990. St. Pölten, Salzburg: Residenz Verlag 1995.

Sonnleitner, Johann (Hg.): Wendelin Schmidt-Dengler. Bruchlinien II. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1990 bis 2008. Salzburg, Wien u.a.: Residenz Verlag 2012.

Sonnleitner, Johann: (Unterbrochene) Erzählflüsse. Über Grillparzers Armen Spielmann. In: *Cultura Tedesca*. 40 (2011). S. 31-43.

Sonnleitner, Johann: Unbestimmte Ordnung und poetische Gerechtigkeit in Johann Nestroys Lumpacivagabundus-Komplex. In: *Nestroyana* 35. [1-2] (2015). S. 59-67.

Torberg, Friedrich (Hg.): Herzmanovsky-Orlando. Das Gesamtwerk in einem Band. München: Langen- Müller 1963.

Trenkler, Thomas: Das Zeitalter der Verluste. Gespräche über ein dunkles Kapitel. Wien: Czernin 2013.

Tucholsky, Kurt: Literaturkritik. Mit einer Vorbemerkung von Fritz J. Raddatz. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1972.

Vocelka, Karl: Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. Graz, Wien u.a.: Styria 2000.

Wehle, Peter: Sprechen Sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Heidelberg, Wien: Ueberreuter 1980.

Weigel, Hans: Ad Absurdum. Satiren, Attacken, Parodien aus drei Jahrzehnten. Graz, Wien u.a.: Styria 1980.

Weigel, Hans: In Memoriam. Graz, Wien, u.a.: Styria 1979.

Weigel, Hans: Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht. Frankfurt, Wien u.a.: Molden 1968.

Weigel, Hans: Nestroy. Velber bei Hannover: Friedrich Verlag 1967. (Friedrichs Dramatiker des Welttheaters. Bd. 27).

Weissensteiner, Friedrich: Grosse Österreicher des 20. Jahrhunderts. 90 Porträts berühmter Frauen und Männer. Wien: Ueberreuter 1997.

Weiß-Gängler, Anita: Kleine Verwandlungen. Die Sprach- und Körpermasken des Herrn Karl. Dissertation. Univ. Wien 1988.

Wendt, Gunna: Helmut Qualtinger. Ein Leben. München: Piper 1999.

Wickenburg, Erik G.: Wiener Köstlichkeiten. Lesebuch einer Stadt. München, Wien: Amalthea 1974.

Zeman, Herbert: Johann Nepomuk Nestroy. Wien: Holzhausen Verlag 2001.

Zeman, Herbert (Hg.): Literaturgeschichte Österreichs. Von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart. Berlin, Wien u.a.: Rombach Verlag 2014.

## Onlinequellen

Friedrich Schiller: Satirische Dichtung. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-3347/3>. (01.03.2016).

Georg Kreisler: Wien ohne Wiener.  
[http://lyrics.wikia.com/wiki/Georg\\_Kreisler:Wien\\_Ohne\\_Wiener](http://lyrics.wikia.com/wiki/Georg_Kreisler:Wien_Ohne_Wiener) (03.04.2016).

Erich Kästner: Sinn und Wesen der Satire.  
<https://antonadler.wordpress.com/2010/01/10/erich-kastner-sinn-und-wesen-der-satire/> (13.04.2016).

Karl Kraus. <http://diepresse.com/home/meinung/diesedeutschen/1313957/Was-die-Oesterreicher-und-die-Deutschen-trennt> (09.03.2016).

Liste verbotener Autoren der „Reichsschriftkammer“. <http://verbrannte-und-verbannte.de/list/991> (23.11.15).

ORF Interview Helmut Qualtinger.  
<https://www.youtube.com/watch?v=qDbdduORMB0> (15.12.15).

Qualtinger über Satire. <http://natune.net/zitate/Helmut%20Qualtinger> (17.03.2016).

Rilke. Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort. <http://rainer-maria-rilke.de/020088fuerchtemichso.html> (11.04.2016).

Schönert, Jörg: Theorie der (literarischen) Satire. <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/joerg-schoenert-theorie-der-literarischen-satire>. (27.02.2016)

Wolfgang Fleischer zu Heimito von Doderer. [http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview\\_fleischer2.html](http://www.doderer-gesellschaft.org/doderer/interviews/interview_fleischer2.html) (13.04.2016).

## **Audioverzeichnis**

Radio Österreich 1. Edition Radio Literatur. Heimito von Doderer 1896-1966. Das Original. 3 CDs. ORF 1996.

## **DVD**

Qualtinger. Ein Film von André Heller. DVD. ca. 90 Minuten. Wien: Hoanzl 2012.

## **15. Abbildungsverzeichnis**

Abb. 1: „In seiner Bibliothek“, 1979. Foto Z. J. Keglevic. In: Klaffenböck, Arnold und Wolfgang Kos (Hg.): Quasi ein Genie. Helmut Qualtinger (1928-1986). Frankfurt am Main, Wien: 2003. S. 187.

Abb. 2: Der Journalist Qualtinger 1948. In: Horowitz, Michael: Helmut Qualtinger. Wien: Pichler 1996. S. 36.



## 16. Anhang

### 16.1. Abstract

Die hier vorliegende Arbeit befasst sich mit Helmut Qualtinger als satirischen Schriftsteller. Die Analyse Qualtingers künstlerischen Werdegangs zeigt eine Biographie, die von frühester Jugend an von einem intensiven Umgang mit dem geschriebenen Wort bestimmt ist. Aus der Beleuchtung seiner literarischen Sozialisation gehen deutlich Johann Nestroy und Karl Kraus als jene Einflüsse hervor, die seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten am deutlichsten prägten. Nachdem Qualtinger an einer Vielzahl literarischer Werke als Co-Autor beteiligt war, tritt er Anfang der 1970er Jahre erstmals als eigenständiger Schriftsteller hervor. Obwohl die Mehrzahl der Folgearbeiten nur unter seinem Namen erscheinen, zeigt die Analyse der gesichteten Quellen einen Künstler, der für die Umsetzung seiner Arbeiten immer auf ein ihn unterstützendes Gegenüber angewiesen bleibt. Neben seinen Tätigkeiten als Kabarettist und Schauspieler gelang es ihm zeit seines Lebens nicht, im österreichischen Kulturbetrieb gänzlich auch als Dichter wahrgenommen zu werden. Mit seinem Text „Der Alleinherrscher“ schafft Qualtinger einen Protagonisten, der sich auf Grund seines Figurenkonzepts nahtlos in die österreichische Tradition der Satire einfügen lässt. Besonders wird an Hand dieses Protagonisten der Einfluss Ödön von Horváths auf den Schriftsteller Qualtinger deutlich, der sich in unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen intensiv mit dessen Werk befasste. Darüber hinaus zeugt dieser Text von einer künstlerischen Weiterentwicklung, die jedoch auf Grund der ungebrochenen Popularität vorangegangener Arbeiten nur wenig Beachtung fand. Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen einen Künstler, der in vielen Genres tätig war, sich selbst jedoch vorrangig als satirischen Dichter begriff.